

Menschen in ihrer Zeit
– Streiflichter –

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 25, Mai 2010

Menschen in ihrer Zeit
– Streiflichter –

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 25, Mai 2010

Menschen in ihrer Zeit

– Streiflichter –

mit Beiträgen von

Karin Alt, Hanno Beck, Engelhard Boehncke und Inka Boehncke,
Inge Brose-Müller, Helen Geyer, Karl Lubomirski,
Hartmut Schmidt und Wolfgang Siegfried

Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft,
Kunst und Bildung e.V., Mannheim
ISBN: 978-3-940456-11-3

Copyright 2010 by Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.
Sitz Mannheim

Jede Art der Vervielfältigung und Wiedergabe ist untersagt.

Redaktion: Prof. Dr. Dr. Dagmar Hülsenberg, Ilmenau

Layout, Druck und Verlag: TZ-Verlag & Print GmbH, 64380 Roßdorf

www.edition-tz.de www.tz-verlag.de

Inhalt

| | |
|--|-----|
| Anschrift der Autoren | 6 |
| Vorwort..... | 7 |
| ENGELHARD BOEHNCKE und INKA BOEHNCKE Betrachtungen zum Mensch-Tierverhältnis am Beispiel von Rind und Schwein | 9 |
| KARIN ALT Vegetarismus in der Antike – Verhältnis zu den Tieren | 25 |
| WOLFGANG SIEGFRIED Übergewicht als Ursache für nächtliche Atemstillstände (Schlaf-Apnoe-Syndrom)..... | 39 |
| HELEN GEYER Ausbildungsstätte-Kirchenmusik für Frauen: Die venezianischen Frauenkonservatorien – Spurensuche und Vorbild | 49 |
| KARL LUBOMIRSKI Der Feind – und – Lyrik..... | 73 |
| HARTMUT SCHMIDT Wetzlar, Goethe und Werther | 83 |
| HANNO BECK Ideen zu Johann Christian Kunth, den Brüdern Humboldt und ihrer Mutter | 99 |
| INGE BROSE-MÜLLER Hilde Domin – in memoriam | 123 |

Anschriften der Autoren

Prof. Dr. phil. habil. Karin Alt, Thielallee 18; 14195 Berlin,
Tel.: 030/8327232, e-mail <alt33@zedat.fu-berlin.de>

Prof. Dr. Hanno Beck, Dürenstr. 36; 53173 Bonn,
Tel.: 0228/351426

Prof. Dr. med. vet. Engelhard Boehncke und Dipl.-Ing. Landwirtschaft Dipl.-
Ing. ökol. Umweltsicherung Inka Boehncke, Stölzinger Büro für Ökologische
Agrarkultur; Stölzingen 3; 37284 Waldkappel,
Tel.: 05656/9230069, e-mail <boehncke-agrarkultur@onlinehome.de>

Inge Brose-Müller, Nadlerstr. 1; 68259 Mannheim,
Tel.: 0621/823131, e-mail <ingebrosemueller@t-online.de>

Prof. Dr. Helen Geyer, Hochschule für Musik, Platz der Demokratie 2/3;
99423 Weimar,
Tel.: 03643/555164, e-mail <helen.geyer@hfm-weimar.de>

Karl Lubomirski, Via Volturmo, 80-Fontana; I-20047 Brugherio (MI),
Tel.: ++39 0398/70369, e-mail <lubom@tele2.it>

Hartmut Schmidt, Schulstr. 22; 41460 Neuss,
Tel.: 02131/272397, e-mail <gabriele.wilp@arcor.de>

Dr. med. Wolfgang Siegfried, Insulaweg 8; 83483 Bischofswiesen,
Tel.: 08652/59522, e-mail <wolfgang.siegfried@dw-hohenbrunn.de>

Vorwort

Die 25. Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft geben einen Einblick in die vielfältige Problematik, mit der sich die Mitglieder unserer Gesellschaft beschäftigen.

Der erste Teil gehört vor allem den Vorträgen, die zur 90. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Bad Nauheim zu Gehör gebracht wurden. Die Beiträge von Engelhard und Inka Boehncke, von Karin Alt und von Wolfgang Siegfried beschäftigen sich – von der Antike bis zur Gegenwart – mit den Ernährungsgewohnheiten der Menschen und ihrem daraus resultierenden Verhältnis zum eigenen Körper und Geist sowie auch zu den Tieren. Hier ist eine übergreifende Darstellung gelungen. In ein für viele Zuhörer unbekanntes Feld hat Helen Geyer mit ihrem – im Original mit Musikbeispielen unterlegten – Beitrag zu den venezianischen Frauenkonservatorien entführt. In der vorliegenden Veröffentlichung wird durch eine reiche Bebilderung versucht, dieses Fluidum zu vermitteln. Karl Lubomirski gibt Einblicke in sein vor allem lyrisches Schaffen. Weiterhin gehört in diesen Teil ein „Nachzügler“. Hartmut Schmidt stellt uns seine Sicht zu Goethe, Charlotte Buff und Werther vor. Der vorausgegangene Vortrag wurde bereits zur 85. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Wetzlar gehalten.

Im Nachgang zum „Humboldt-Jahr“ enthalten die 25. Abhandlungen weiterhin einen Beitrag von Hanno Beck, der sich mit dem Elternhaus der Brüder Humboldt und der daraus resultierenden Einflussnahme auf ihre Erziehung und Persönlichkeitsbildung beschäftigt. Die 25. Abhandlungen schließen mit Überlegungen von Inge Brose-Müller zu Hilde Domins Leben und Schaffen. Auch hier unterstützen neben dem Geschriebenen verschiedene Porträt-Fotos die Aussagen.

Die 25. Abhandlungen wenden sich an einen weit gefächerten Interessentenkreis. Sie vermitteln unterschiedliche Sichtweisen auf die Dinge und rufen – zumindest an einigen Stellen – wahrscheinlich auch Widersprüche hervor. Das ist gewollt, denn die Abhandlungen stellen eine wichtige Möglichkeit zum Meinungsaustausch zwischen unseren Mitgliedern und auch Außenstehenden dar.

Mai 2010

DAGMAR HÜLSENBERG
Kordinatorin des Akademischen Rates
der Humboldt-Gesellschaft

Betrachtungen zum Mensch-Tierverhältnis am Beispiel von Rind und Schwein*

VON ENGELHARD BOEHNCKE und INKA BOEHNCKE

Einleitung

Die vorliegenden Betrachtungen beruhen auf mehr als 60 Jahren eigener Erfahrungen mit Rindern und Schweinen. Erfahrungen als Kind, Jugendlicher, Landwirtschaftslehrling, Diplolandwirt und Tierarzt und ganz besonders als Lehrender und Forschender. Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner waren Landwirte, Tierärzte, Studenten und andere an Nutztieren interessierte Menschen.

Es geht um theoretische und praktische Aspekte. Ausgespart bleiben dabei so interessante Themen, wie die Rolle von Rindern und Schweinen in der Literatur, in den Religionen, in Märchen und in der Kunst.

Rinder und Schweine sind Tiere, deren Produkte wir essen beziehungsweise die wir für die menschliche Ernährung töten.

Ganz anders steht es mit Heimtieren, wie Hunden und Katzen, und auch mit Pferden. Zu der Thematik zwei Beispiele:

Erstens: Im Rahmen von tierärztlichen Behandlungen spielen bei diesen Tieren die Kosten nicht die gleiche bedeutende Rolle wie bei Rindern und Schweinen in der Landwirtschaft. So werden z.B. die Kosten für die Behandlung von Knochenbrüchen, Gelenk- und Gebissproblemen sowie Operationen am Verdauungstrakt von den Heimtierbesitzern gebilligt und bezahlt.

Und zweitens dürfen Heimtiere alt werden. Milchkühe dagegen werden heute durchschnittlich nur 5 Jahre alt, obwohl sie leicht das Dreifache erreichen können. Mastschweine werden mit weniger als 6 Monaten geschlachtet und Masthähnchen gar nur nach 3 Wochen.

Ziel dieser Ausführungen ist es, die Mensch-Tierbeziehung am Beispiel von Rindern und Schweinen aus verschiedenen Blickwinkeln zu beleuchten. Als Mitgeschöpfe verdienen sie unsere Achtung und unseren Respekt.

Kurzcharakteristik von Schwein und Rind

Zur Annäherung an die Nutztiere Schwein und Rind dient im Folgenden deren kurze Charakterisierung. Was sind das für Tiere, mit denen wir es hier zu tun haben?

* Vortrag, gehalten von Engelhard Boehncke zur 90. Tagung der Humboldt-Gesellschaft am 24.10.2009 in Bad Nauheim

Das *Schwein* ist, allen gängigen Vorurteilen zum Trotz, ein intelligentes, neugieriges und sauberes Tier. Es ist anpassungsfähig, gesellig und verfügt über ein hohes Maß an sozialer Kompetenz. Was ihre Verzehrsgewohnheiten angeht, bevorzugen Schweine als Allesfresser eine vielgestaltige und abwechslungsreiche Kost. Die können Hausschweine allerdings nur bekommen, wenn der Mensch Kompromissbereit ist und dies zulässt.

Die Sinnesleistungen des Schweines sind höchst bemerkenswert. Der Geruchssinn übertrifft nach WECHSLER et al. (1991) denjenigen von Hunden. Bestätigt wird dies durch die Tatsache, dass Schweine für die Suche nach unterirdisch wachsenden Speisetrüffeln eingesetzt wurden und vereinzelt auch noch werden (WINTER, 1993). Das ausgezeichnete Gehör dient der akustischen Kommunikation untereinander. Der Gesichtssinn ist weniger gut ausgebildet. Schweine erkunden ihre Umwelt vor allem mittels der Rüsselscheibe, die mehr Nervenendigungen enthält als die menschliche Hand (VAN PUTTEN, 2008).

Rind und Mensch sind sich im Laufe ihrer gemeinsamen Geschichte sehr wahrscheinlich näher gekommen, als dies für die Beziehung zum Schwein gilt. Die hohe Wertschätzung, die die Kuh seit je her genossen hat, liegt zum einen in ihrem Wesen begründet. Sie gilt als beschaulich und belohnt die Bemühungen des Menschen um Nähe mit einem entsprechenden Verhalten. Dieses Verhalten wurde bis vor wenigen Jahrzehnten genutzt, um das Rind in Mitteleuropa auch als Zugtier einzusetzen. Kühe zogen mit heute kaum noch vorstellbarer Gemächlichkeit Wagen und Pflug.

Zum anderen bewundern wir ihre erstaunliche Fähigkeit, Heu und Stroh, also auch Zellulose, mit Hilfe der Pansenbakterien in Milch und Fleisch umzuwandeln. Diese Fähigkeit hat allerdings aus heutiger Sicht einen erheblichen „Nachteil“. Bei der Fermentation in den Vormägen entsteht Methan, das regelmäßig durch den „Ructus“ über die Maulhöhle an die Umwelt abgegeben wird. Methan ist wesentlich klimarelevant als Kohlendioxid. Deshalb wird weltweit darüber diskutiert, wie die Methanemission durch Wiederkäuer reduziert werden könnte.

Vorwissenschaftlich-empathischer Blickwinkel

Welchen Zugang kann man als *Homo sapiens* zu den Nutztieren Rind und Schwein finden?

Derjenige, der hier beschrieben wird, ist vorwissenschaftlich – empathisch. Ein Mensch mag Kühe oder Schweine besonders gerne, und das beruht auf Gegenseitigkeit. Man versteht sich auf kurzem Wege. Hierzu bedarf es keiner intellektuellen Anstrengungen. Aber um ein solches Mensch-Tierverhältnis aufzubauen und zu pflegen, braucht es Zuneigung, Wissen, Erfahrung und Geduld.

Außerdem eine gewisse Begabung. Manche Menschen haben eine Hand für Kühe und/oder Schweine. Hier gilt das Wort: „Das Auge des Herren nährt das Vieh.“

Hierzu ein Beispiel aus der Praxis: Nach einem Vortrag in Norwegen fragte mich ein Landwirt, ob ich seine 11 Kühe sehen wolle. Wir gingen hinaus zur Weide, die Kühe waren zunächst nicht zu sehen. Ein Pfiff, und sie kamen aus einem zur Weide gehörenden Waldstück hervor an den Zaun und wollten zunächst gestreichelt werden. Auf dem Weg zum Stall ging der Landwirt voraus und die Kühe, der Rangordnung folgend, gemächlich hinterher. Im Stall fand jedes Tier, hier und da unter leichten Ermahnungen, seinen Platz. Der Landwirt meinte dazu ganz nüchtern: „Ich habe keinen Stress mit meinen Kühen, und die Kühe mit mir auch nicht.“

So etwas gibt es mit Sicherheit heute auch noch in Deutschland. Dennoch klingt es für Fachleute wie eine Idylle aus fernen Zeiten, denn der Trend geht in eine andere Richtung. Die Zahl der Kühe, die in einem Betrieb „betreut“ werden müssen, wächst ständig an.

Welchen Einfluss die Betreuung durch den Menschen auf die Tiergesundheit hat, zeigt ein Untersuchungsergebnis aus den USA. Die Datengrundlage für diese Erhebung bezieht sich auf mehr als 10.000 Erstlingskälber. Die Betreuungspersonen wurden in drei Gruppen unterteilt: Frau des Farmers (Gruppe 1), Farmer selbst (Gruppe 2) und angestellte Mitarbeiter (Gruppe 3). Die Kälbersterblichkeit war in Gruppe 1 am geringsten, in Gruppe 2 höher und in Gruppe 3 am höchsten.

Woher kommt es, dass hier Frauen bei der Kälberaufzucht besonders erfolgreich waren? Sicher spielen Können, Erfahrung und Motivation eine wichtige Rolle, aber die haben Männer und Angestellte auch. Vielleicht ist eine besondere Art der Hinwendung zu den jungen Tieren – eine besondere Empathie - dafür verantwortlich. Der Autor (BLOM, 1982) kommentiert seine Ergebnisse nicht näher. Der folgende Deutungsversuch liegt nahe: Nach den Erkenntnissen der Psychoneuroimmunologie stärkt eine besonders freundliche Behandlung von Menschen und Tieren deren Immunsystem (ZÄNKER, 1991).

Mensch-Schweinverhältnis

Und wie steht es heute in den industrialisierten Ländern mit der Beziehung zwischen Menschen und Schweinen? Da gibt es ein Problem. Die sogenannte Schweineproduktion findet weitgehend in durchrationalisierten, großen Beständen hinter verschlossenen Türen statt. Bestände ab 500 Mastschweinen aufwärts, in Einzelfällen bis 10.000 Tieren und sogar mehr, sind keine Seltenheit. Vom seuchenhygienischen Standpunkt aus wäre es viel zu gefährlich, Unbefug-

te dort hinein zu lassen. Nicht, dass die Tiere unter Nährstoffmangel litten, die Futterrationen sind ausgeklügelt und für maximales Wachstum programmiert. Was wirklich fehlt, sind artgerechte Haltungsbedingungen.

In den großen Mastanlagen, in denen es um den Bestand und weniger um das einzelne Tier geht, ist ein besonderes Mensch-Schweinverhältnis notwendig. Dessen Kennzeichen sind: Technisches Verständnis für Stalleinrichtungen, wie Lüftung und automatische Fütterung, ein waches Auge auf den ganzen Bestand, schnelles Erkennen von aufkommenden Problemen, Verständnis für Hygiene und tiermedizinische Behandlungen. Die Verlustraten sind niedrig zu halten, schließlich hat man ein kostbares Kapital im Stall. So steht denn auch an der Stalltür: „Wertvoller Tierbestand – Betreten verboten.“

Vergleich

Bisher ging es im wesentlichen um die von Empathie geprägte Beziehung zwischen Menschen, Rindern und/oder Schweinen und um die Hemmnisse, die der Entwicklung und Pflege einer solchen Beziehung zu einzelnen Tieren entgegenstehen. Nun soll der Frage nachgegangen werden, ob uns nicht Vergleiche diesen Tieren etwas näher bringen können. Schließlich haben wir mit ihnen manches gemeinsam. In der vergleichenden Anatomie erhalten die einzelnen Knochen bei Menschen, Rindern und Schweinen die gleichen lateinischen und deutschen Bezeichnungen. Und sie entsprechen sich weitgehend. Ein großer Unterschied besteht allerdings in der Fußung. Rind und Schwein haben sich im Gegensatz zum Menschen als Sohlengänger auf die Zehenspitzen aufgerichtet. Das erlaubt ihnen wegen des geringeren Abrollwiderstandes eine schnellere Fortbewegung.

Die gesamte physiologische Organisation mit Hormonen, Enzymen und Stoffwechselreaktionen ist gut vergleichbar. Die Trias aus Nervensystem, Hormonsystem und Immunsystem reguliert auf beiden Seiten die zur Gesunderhaltung notwendige Homöostase.

Auch bei der Fortpflanzung gibt es, neben den grundlegenden biologischen Prozessen, wie der hormonellen Regulation, dem Eisprung und der Befruchtung, weitere ins Auge fallende Ähnlichkeiten. So ist die Trächtigkeitsdauer beim Rind mit ca. 9 Monaten ungefähr ebenso lang wie die Schwangerschaft der Frau. Und Schweine bauen für ihre Ferkel ein Geburtsnest, in dem die Neugeborenen die ersten Lebenstage verbringen. Damit sind Ferkel, wenn auch für wesentlich kürzere Zeit, Nesthocker wie menschliche Babys.

Betrachtet man die Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten, dann steht der Allesfresser Schwein dem Menschen biologisch näher als der Wiederkäuer Rind. Die enzymatische Verdauung im Magen und im Dünndarm verläuft bei Schweinen in ganz ähnlicher Weise wie beim Menschen. Ein erheblicher Unterschied besteht

dagegen zwischen den beiden Spezies, was die Verdauungsprozesse im Dickdarm angeht. Hier kann das Schwein mit Hilfe von Bakterien eine für seine Ernährung ins Gewicht fallende Menge Zellulose zur Energiegewinnung abbauen.

Früher wurde die Fähigkeit der Schweine, Zellulose verwerten zu können, weitgehend genutzt. Die Tiere hatten regelmäßig Weidegang. Heute brauchen sie sich in der Regel ihr Futter nicht mehr selbst zu suchen. Dafür sind sie zu Nahrungskonkurrenten des Menschen geworden und müssen aus ökonomischen Gründen bis zu einem Kilogramm pro Tag zunehmen. Die Mehrzahl der heute gebräuchlichen Schweinerassen setzt bis zum Schlachtgewicht von 100 Kilogramm wenig Fett an. Dies ist untypisch für diese Tierart und durch die Zuchtbemühungen der letzten 50 Jahre hervorgerufen. Bei den frohwüchsigen, fettarmen Schweinen von heute kommt es zu Stressempfindlichkeit und durch das schnelle Wachstum zu Gelenkproblemen. Auch ist das Herz im Vergleich zur Lebendmasse zu klein und besitzt eine zu geringe Leistungsfähigkeit. Man darf dies, bei aller Vorsicht, mit den Schwierigkeiten mancher gestresster Büromenschen vergleichen.

Von größerer Bedeutung für das Mensch-Tierverhältnis als anatomisch-physiologische Ähnlichkeiten ist die Tatsache, dass Rinder und Schweine – vergleichbar mit dem Menschen – unter Schmerzen und Frustrationen leiden können; vor allem aber unter chronischem Stress durch nicht artgemäße Haltungsbedingungen.

In einem weiteren Punkt stimmen wir Menschen völlig mit den Tieren überein. Auch sie wollen sich selbst erhalten. Kurz gesagt: Sie wollen leben.

Emotionale Bindung und fundierte Erfahrungen miteinander sind für Menschen und Tiere wichtige Voraussetzungen für ein gutes gegenseitiges Verständnis. Darüber hinaus bedarf es einer Richtschnur, die Maßstäbe dafür setzt, wie Menschen mit Tieren umgehen sollten. Für alles, was wir tun oder lassen sollten, sind seit jeher Moral und Ethik zuständig.

Der ethische Blickwinkel

Der Mensch hat höchst gegensätzliche Beziehungen zu Tieren. Der Philosoph und Ethiker Manuel SCHNEIDER (2001a) beschreibt diesen Tatbestand wie folgt: „... Die Beziehung des Menschen zum Tier ist voller Widersprüche. Je nachdem, wo und wie uns Tiere begegnen: Ihr Status schwankt zwischen beseeltem Subjekt und seelenloser Sache, zwischen emotionaler und ökonomischer Ressource. Tiere werden von uns geliebt und getötet. Sie stehen uns nah und fern zugleich. ...“

Diese Ambivalenz zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Mensch-Tierbeziehung. Auf der Seite der seelenlosen Sache steht eine über 200 Jahre alte Äußerung des Agrarreformers Albrecht Daniel Thaer, wenn er

schreibt: „... Kühe sind als Maschinen zu betrachten, die Futter in Milch verarbeiten. ...“ (nach INHETVEEN, 2001)

Die Agrarsoziologin Heide INHETVEEN (2001) zitiert in diesem Sinne Hegel, der Tiere einerseits als erstaunlich zielstrebig, flexibel und gewandt ihre Lebenszwecke verfolgend beschreibt. Darin seien sie den Menschen ähnlich. Und andererseits, so Hegel, sind sie unbegreiflich und fremdartig.

Als Präsident der Internationalen Gesellschaft für Nutztierhaltung hatte ich das Glück, engagierte und kompetente Tierethiker persönlich und aus ihren Veröffentlichungen kennen zu lernen. Dabei erfuhr ich die Grundbegriffe ihrer Wissenschaft: Würde, Eigenwert der Tiere, Mitgeschöpflichkeit, Verantwortung des Menschen für die Tiere sowie Ehrfurcht vor dem Leben.

Würde und Eigenwert

Seit die Würde der Kreatur in die schweizerische Bundesverfassung aufgenommen wurde, ist darüber eine intensive Diskussion entbrannt. In dieser Verfassung heißt es in Artikel 24, Abschnitt 3: „... Der Würde der Kreatur ist Rechnung zu tragen. ...“. SCHNEIDER (2001b) plädiert für die Anerkennung der natürlichen Würde unserer Mitbewesen, zum Beispiel der Tiere. Nach seiner Meinung hat jedes Tier einen Bedarf an Futter, sozialen Kontakten und Zuwendung. In allen diesen Bereichen gibt es ein individuelles Wohlergehen bei Befriedigung dieses Bedarfs. Durch dessen Nichtbefriedigung entsteht für das Tier ein Übel. Bei der individuellen Unterscheidung zwischen Gut und Übel beginnt für SCHNEIDER der Eigenwert des Tieres: „... Die Tiere besitzen diesen Eigenwert unabhängig von ihrem ökonomischen Wert oder ihrem Nutzen für den Menschen um ihrer selbst willen. Ihre Würde gründet in diesem Eigenwert. Sie zu achten bedeutet, das Tier in seinem biologischen Selbstzweckcharakter und seiner Eigenwertigkeit anzuerkennen. ...“ (SCHNEIDER 2001b; 2008). Diese Position schließt sowohl eine Vermenschlichung der Tiere als auch deren Behandlung als bloße Produktionsfaktoren aus.

Mitgeschöpflichkeit und Verantwortung

Tiere in ihrem „So-Sein“ zu akzeptieren schließt nicht aus, sie als Mitgeschöpfe zu begreifen. Aus theologischer Sicht gehören nach BARTH (1992) nämlich Mensch und Tier als Geschöpfe zusammen. Die Idee der Mitgeschöpflichkeit zählt auch zu den Grundlagen des Deutschen Tierschutzgesetzes. Die biblische Beauftragung des Menschen mit der Herrschaft über die Tiere und über die Erde (1.Mose 1, 27 f., Psalm 8, 7-9) bedeutet eben gerade keinen Freibrief für Ausbeutung und Willkür, sondern diese Herrschaft erfordert Demut und eine

besondere Verantwortung. So sieht es auch Gotthard TEUTSCH (1992), der Tierethiker, wenn er schreibt: „...Das Deutsche Tierschutzrecht beruht auf der Grundkonzeption eines ethisch ausgerichteten Tierschutzes im Sinne einer Mitverantwortung des Menschen für das seiner Obhut anheim gegebene Lebewesen. ...“

Ehrfurcht vor dem Leben

Albert Schweitzers radikale ethische Forderungen haben das Nachdenken über das Mensch-Tierverhältnis grundlegend angestoßen. So war Schweitzer nach TEUTSCH (2001) lebenslang von einer Sehnsucht nach Liebe zu allem, was lebt, bestimmt, was in dem berühmten Satz: „...Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will. ...“ , zusammengefasst wird.

Wie lässt sich dieser Grundsatz auf die Beziehung des Menschen zu Rindern und Schweinen anwenden? Etwa wie folgt: Ich als Mensch will ein menschenwürdiges Leben leben. Auch Rinder und Schweine wollen auf ihre eigene Art in Gesundheit und Wohlbefinden leben, sich selbst erhalten. Da der Mensch zu ethischem Handeln befähigt und verpflichtet ist, darf er, folgt man Schweitzer, seine Interessen nicht einseitig auf Kosten der Tiere durchsetzen. Vielmehr sollte er ihnen nach bestem Wissen ein Leben ermöglichen, das diesen Namen auch verdient.

Noch umfassender formuliert Schweitzer die Ehrfurcht vor dem Leben in den Sätzen: „, ...Also ist unser Nächster nicht nur der Mensch. Unsere Nächsten sind alle Wesen. Deshalb glaube ich, dass der Begriff der Ehrfurcht vor dem Leben unseren Gedanken der Humanität mehr Tiefe, mehr Größe und mehr Wirksamkeit verleiht. ...“

Der ethologische Blickwinkel

Aus den vorrangegangenen Ausführungen über Nutztierethik lassen sich übergeordnete Grundsätze ableiten, die uns sagen, wie wir Tiere, z. B. Rinder und Schweine, halten sollten. Diese Verpflichtung kann alle Bereiche der Tierhaltung betreffen, zum Beispiel die Fütterung, Tiertransporte oder Eingriffe, wie die Kastration. Leider können wir die Tiere nicht nach ihren Wünschen fragen. Oder doch? WissenschaftlerInnen haben in den vergangenen Jahrzehnten gelernt, Tiere zu beobachten und aus den Ergebnissen Rückschlüsse auf das natürliche, art eigene Normalverhalten zu ziehen. Daraus ist die Nutztierethologie entstanden; von der Ethik zur Ethologie, ein fruchtbares Zusammenwirken, fruchtbar für Tiere und Menschen. Aus der Kenntnis des natürlichen Verhaltensrepertoires lassen sich artgerechte Haltungssysteme entwickeln.

So hat zum Beispiel der Schweizer Zoologe und Ethologe Alexander Stolba einen ganz wesentlichen Beitrag zur Ethologie der Schweine geleistet. Er konnte zeigen, wie sich durch die richtige Fragestellung grundlegende Kenntnisse über das Verhalten von Schweinen gewinnen lassen. Stolba hielt hochgezüchtete, moderne Hausschweine in den Jahren 1978 bis 1980 an der Edinburgh School of Agriculture in einem reich strukturierten Freigehege mit Bäumen, Büschen, Wiesen, einem Bach usw. Seine intensiven ethologischen Beobachtungen führten zu Ergebnissen, die bisher so nicht bekannt waren (WECHSLER et al., 1991).

Vieles wurde auf dem Wege vom Wildschwein zum Hausschwein in Tausenden von Schweinegenerationen durch züchterische Maßnahmen verändert, z. B. die Hautfarbe, der Körperbau, die Frühreife und die Frohwüchsigkeit. Kaum verändert hat sich indessen, und das ist das Neue, das Verhalten. Seinem Verhaltensrepertoire nach ist das heutige Hausschwein trotz seiner völlig veränderten phänotypischen Erscheinung ein Wildschwein geblieben. Hausschweine von heute zeigten in dem Freigehege von Dr. Stolba nach kurzer Zeit 95 % des Verhaltens ihrer Vorfahren, der Wildschweine. Letztere verfügen über eine verblüffende Anpassungsfähigkeit. Sie können sich z. B. in Großstädten an völlig neue Lebensbedingungen adaptieren.

Nachfolgend werden einige typische Verhaltensweisen des Schweines vorgestellt.

Das Sozialverhalten

Hausschweine im Freigehege bilden bald die soziale Organisation einer Wildschweinrotte, einer festgefügteten, stabilen Großfamilie mit ausgesprochener sozialer Rangordnung. Der Kern dieser Schweinefamilie besteht in der Regel aus zwei älteren Sauen und zwei jüngeren Tochttersauen mit den heranwachsenden Ferkeln. Diese Sozialstruktur hat sich offensichtlich im Laufe der Evolution bewährt. Jedes Familienmitglied kennt seinen Rang, es muss nicht ständig aufs Neue darum gekämpft werden. Es sei denn, in der Auseinandersetzung mit fremden Rottenmitgliedern (WECHSELER et. al., 1991).

Der Tagesablauf

Die Hausschweine im Freigehege zeigen einen klar strukturierten Tagesablauf. Sämtliche Aktivitäten werden gemeinsam durchgeführt. Vor dem Aufstehen aus dem Gruppennest wird die Umgebung aufmerksam beobachtet. Nach dem Verlassen des Gruppennestes erfolgt die Morgentoilette, man begibt sich gemeinsam zum Harn- und Kotplatz. Schweine sind saubere Tiere und beschmutzen ihr Lager nach Möglichkeit nicht. Nach der Morgentoilette folgt das Wühlen in der

Erde sowie das Bearbeiten von Ästen und anderen Gegenständen. Diese Aktivitäten werden durch das Futtersuchen abgelöst. Nach der Mittagspause wiederholen sich die Aktivitäten des Vormittages, wobei die Notwendigkeit besteht, bei über 18 °C Umgebungstemperatur die Suhle aufzusuchen. Da Schweine keine Schweißdrüsen haben, regulieren sie ihre Körpertemperatur durch Suhlen. Am Ende eines solchen Tages voller arttypischer Aktivitäten wird das gemeinsame Schlafnest aufgesucht. Eine weitere, höchst interessante Verhaltensweise wird von Sauen kurz vor Geburt der Ferkel ausgeübt.

Der Nestbau

Die hochträchtige Sau sucht schon mehrere Tage vor dem Geburtstermin einen geeigneten Platz für das Geburtsnest. Dieser Platz liegt weit genug vom gemeinsamen Schlafnest der Rotte entfernt. Etwa 4 bis 6 Stunden vor dem Geburtstermin beginnt sie mit dem Nestbau. Sie hebt dazu an der geschützten Stelle eine Mulde aus. Dann trägt sie aus der Umgebung Grasbüschel, kleinere und größere Äste als Nestmaterial zusammen und ordnet es immer wieder mit dem Rüssel und den Vorderbeinen zu einem Geburtsnest. Dieses Verhalten macht den Eindruck einer „ritualisierten“ Handlung (WECHSLER et al., 1991).

Niemand hat es der Sau gezeigt. Sie bringt das genetisch fixierte Wissen und die notwendigen Fertigkeiten mit. Es handelt sich um ein sogenanntes geschlossenes Verhaltensprogramm. Andere Verhaltensweisen, z. B. diejenigen rund um das Futter, wie Futtersuche, Wühlen, Beurteilung des Futters, sind offene Verhaltensprogramme und werden durch Erfahrung und Lernen modifiziert.

Mensch und Nutztier

Das Mensch-Nutztierverhältnis wurde aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet: Emotional-empathisch, vergleichend und beobachtend. Für die Nutztierethik geht es um Würde und Eigenwert der Tiere, Mitgeschöpflichkeit, die uns mit ihnen verbindet, und Albert Schweitzers Ehrfurcht vor dem Leben. Die Ergebnisse der ethologischen Forschung schließlich bilden die Grundlagen für eine artgemäße Nutztierhaltung.

Eine weitere, mehr praktische Betrachtungsebene besteht in der Sichtweise der Verbraucher, der Landwirte und der Tiere selbst.

Aus Sicht der Verbraucher

IDEL (2001) beschreibt heutige Verbraucher als ambivalente Konsumenten, denen einerseits kaum bewusst ist, dass Fleisch von lebenden Tieren stammt. Ob

dies Entfremdung oder Nicht-Wissen-Wollen ist, sei dahingestellt. Andererseits werden Kühe mit Kälbern auf der Weide und freilaufende Schweine als Sympathieträger empfunden und in der Werbung entsprechend eingesetzt.

Aus der Sicht einer gesunden Ernährung ist festzustellen, dass große Teile der Bevölkerung zuviel Produkte tierischer Herkunft verzehren. So empfiehlt die Gesellschaft für Ernährung einen Mix aus 75 % pflanzlichen Nahrungsmitteln, maximal 7 % Fleisch- und Wurstwaren sowie 18 % Milchprodukten. Die tatsächlichen Ernährungsgewohnheiten sprechen eine andere Sprache. Männer essen täglich ungefähr 160 g Fleisch- und Wurstwaren, Frauen etwa die Hälfte (ANONYM, 2009a). Diese Fleischmengen können nur verzehrt werden, da etwa 80 % des Schweinefleisches als preiswerte Sonderangebote über die Läden gehen.

Diese Feststellungen treffen wohl mehr oder weniger auf die Mehrheit der Verbraucher zu. Daneben gibt es kritische, gut informierte Menschen, die gezielt danach fragen, wo und wie ihre Lebensmittel erzeugt wurden. Die noch relativ kleine Gruppe trifft ihre Kaufentscheidungen nicht allein aufgrund der Preise, sondern auch anhand ökologischer (Ökolandbau, Klimawandel, Regenwald), ethischer (artgemäße Tierhaltung) und politischer (fair trade, Kinderarbeit) Zusatzkriterien. Solche Käufer sind auch bereit, für einen derartigen Mehrwert höhere Preise zu bezahlen.

Ferner liefern sich zur Zeit die Lebensmitteldiscounter einen nie dagewesenen Preiskampf um Marktanteile mit dem Ergebnis extrem niedriger Milchauszahlungspreise an die Milchviehhalter. Diese erhalten von den Molkereien im Schnitt zur Zeit nur ca. 20 Cent/kg abgelieferte Milch. Die Produktionskosten belaufen sich aber auf mindestens 35 Cent/kg Milch.

Ein verringerter Fleisch- und Wurstkonsum wäre auch ein Beitrag zum Klimaschutz. So entspricht die CO₂- Klimarelevanz von 1 kg konventionell erzeugtem Rindfleisch 71 gefahrenen Autokilometern. Zum Vergleich: Die Erzeugung von 1 kg Weizen entspricht dagegen nur 3,5 gefahrenen Autokilometern (ANONYM, 2009b). Selbst wenn die Werte nicht unter allen Bedingungen exakt zutreffen sollten, zeigen sie doch auf anschauliche Weise, was die Auswirkungen auf Klimaveränderungen angeht, den Unterschied zwischen pflanzlicher und tierischer Produktion.

Aus Sicht der Landwirtschaft

Die Erzeugung von Nahrungsmitteln tierischer Herkunft findet heute überwiegend unter den Bedingungen der intensiven Tierproduktion statt. Diese ist gekennzeichnet durch angestrebte Höchstleistungen pro Tier und eine möglichst große Anzahl zu betreuender Tiere pro Arbeitskraft. Der Anteil solcher Agrar-

systeme an der landwirtschaftlichen Tierhaltung nimmt zu. Manche Autoren sehen darin eine Bedrohung der Beziehung der in der Landwirtschaft tätigen Menschen zu ihren Nutztieren. APEL (2004) sieht die Mensch-Nutztierbeziehung wegen der politisch-ökonomischen Entwicklungen der letzten Jahre als Opfer. Aufgrund der Industrialisierung der Landwirtschaft stehe nicht mehr das Tier als Lebewesen, sondern als Rohstofflieferant im Mittelpunkt. Fleisch, das weiterverarbeitet wird, muss bestimmte Qualitätsansprüche und DIN erfüllen.

Auch in der Nutztierhaltung gilt der Grundsatz: „Zeit ist Geld“. Erfahrungen dieser Art werden in der einschlägigen Literatur bestätigt. So beschreibt BOROWSKI (2009) den negativen Einfluss der Beschleunigung auf das Mensch-Nutztierverhältnis. Das Diktat von Kostenminimierung und Steigerung der Produktivität habe zu einer deutlichen Verschlechterung des Landwirt-Nutztierverhältnisses geführt. Zunehmend große Tierzahlen pro Betrieb und die verstärkte Automatisierung der Betriebsabläufe bewirken eine emotionale und räumliche Distanz zwischen dem Landwirt und seinen Nutztieren.

Dieses doch sehr negative Bild der Mensch-Nutztierbeziehung in der heutigen Landwirtschaft kann so nicht unkommentiert stehen bleiben. Viele Landwirte bemühen sich trotz oder gerade wegen aller bestehenden Probleme aus persönlicher Betroffenheit um ein gutes Verhältnis zu ihren Nutztieren. Würden mehr Verbraucher bereit sein, für Produkte tierischer Herkunft angemessene Preise zu zahlen und damit Verantwortung zu übernehmen, könnten Landwirte, die sich um artgerechte Haltungsverfahren bemühen, eher wirtschaftlich überleben.

Aus Sicht der Tiere

Es ist der Mensch, der die Rahmenbedingungen für die Mensch-Nutztierinteraktion bestimmt. Im Folgenden ist die Frage zu klären, wie Nutztiere den Menschen einordnen. Hier können insgesamt vier Befindlichkeiten unterschieden werden (BOIVIN et al., 2000):

1. Nutztiere sehen den Menschen als potentielle Gefahr und flüchten bei seiner Annäherung oder attackieren ihn sogar.
2. Nutztiere verhalten sich dem Menschen gegenüber neutral.
3. Nutztiere betrachten den Menschen als Beschaffer von Futter und Wasser, der ihren Hunger und Durst stillt.
4. Nutztiere betrachten den Menschen als einen Sozialpartner, der ihr Wohlbefinden steigert.

Hierzu ein Beispiel: In einer wissenschaftlichen Studie stellte WAIBLINGER (1996) fest, dass die Mensch-Tierbeziehung wesentlich den Erfolg oder Misser-

folg der Haltung von Milchkühen in Laufställen bestimmt. Eine gute Beziehung der Tierhalter zu ihren Kühen schafft eine Umwelt größtmöglicher Sicherheit für die Tiere. Das Vertrauen in den Menschen führt zu umgänglicheren Kühen in einer stabilen Sozialstruktur. Die Folgen einer guten oder schlechten Mensch-Tierbeziehung haben messbaren Einfluss auf das Wohlbefinden, das Sozialverhalten und die Handhabbarkeit der Tiere.

Die vier oben genannten Befindlichkeiten von der Angst bis zur Partnerschaft spiegeln sich auch im Verlauf der Domestikation wieder (SOMMER, 1984). Dem Menschen wurde die Möglichkeit geschenkt, Tiere zu halten und zu nutzen. In den 8.000 bis 12.000 Jahren der Domestikation haben wir mit unseren Haustieren in einer Art Partnerschaft oder Symbiose gelebt, in Höhlen, Hütten oder Häusern. Wir gaben ihnen Dach, Schutz und Futter und bekamen Nahrung, Dünger, Bekleidung und Arbeitskraft.

Es ist eine Geschichte der wechselseitigen Anpassung. Einerseits musste sich das Tier dem Menschen anpassen (lassen), andererseits war der Mensch auf seinem Weg vom Jäger und Sammler zum Tiernutzer aber zunächst einmal selbst gefordert, sich bis zu einem gewissen Grad an den Eigenarten der Tiere auszurichten (POSTLER, 1995).

Aus dieser gemeinsamen Geschichte ergibt sich die Frage: Dürfen wir Rinder und Schweine für unsere Zwecke nutzen? Die Antwort der Autoren lautet: Ja, aber. Aber unter den folgenden drei Voraussetzungen:

1. Artgerechte Haltung und Tiergesundheit

Wie artgerechte Haltungssysteme für landwirtschaftliche Nutztiere aussehen sollten, darüber gibt es heute recht klare Vorstellungen. In diesen Haltungssystemen können die Tiere essentielle Teile ihres arteigenen Verhaltens, wie z.B. für Schweine Wühlen im Stroh, verwirklichen. Um artgerechte Nutztierhaltung weiterzuentwickeln und zu verbreiten, werden vielfältige Aktivitäten entfaltet:

- Landwirtschaftliche Betriebe mit vorbildlicher Tierhaltung und herausragende wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der Nutztierethologie werden mit Preisen ausgezeichnet.
- Weltweit finden wissenschaftliche Kongresse statt.
- Es gibt Professuren für Nutztierethologie und artgerechte Tierhaltung.

Die Beschreibung dieser jungen Aktivitäten ließe sich fortsetzen. Es bleibt aber noch viel zu tun, um Praxis und Verbraucher von der Notwendigkeit artgerechter Tierhaltung zu überzeugen.

Verbraucher wissen zu wenig über artgerechte Tierhaltung und – damit verbunden – über die Folgen der Überforderung unserer Nutztiere. Zu fordern ist in diesem Zusammenhang eine Veränderung der Prioritäten. Erstens muss Tiergesundheit vor Höchstleistung rangieren. Dass Kühe, die 12.000 l Milch/Jahr geben, und Schweine, die 1.200 g/Tag zunehmen, automatisch gesund seien, ist ein weit verbreiteter Irrtum. Schleichende, subklinische Erkrankungen verkürzen die Lebenserwartung der Tiere. Aus dieser Tatsache lässt sich die zweite notwendige Veränderung ableiten. Das Verständnis von Gesundheit gilt auch für Tiere und ist um den Begriff des Wohlbefindens zu erweitern, da Gesundheit und Wohlbefinden mehr sind als die Abwesenheit von Krankheit.

2. Faire Preise für landwirtschaftliche Produkte

Die oben beschriebene Tierhaltung erfordert von der landwirtschaftlichen Praxis einen finanziellen und arbeitswirtschaftlichen Mehraufwand. Diese höheren Kosten entstehen in erster Linie durch artgerechten Stallbau, artgerechte Fütterung und eine intensivere Betreuung der Tiere.

Faire Preise würden hier bedeuten, dass die höheren Kosten an den Verbraucher weitergegeben werden könnten. Dies ist zur Zeit nur bedingt möglich, da Verbraucher den Mehreinsatz der Landwirte nur teilweise zu honorieren bereit sind. Landwirte erhalten aus europäischen und nationalen Förderprogrammen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, Subventionen. Ferner bemühen sie sich, durch Direktvermarktung (z.B. Hofläden, Bauernmärkte) und eigene Weiterverarbeitung (z.B. Käse- und Wurstherstellung) die Wertschöpfung für den Betrieb zu nutzen.

Inzwischen werden landwirtschaftliche Betriebe auch von und durch Initiativen unterstützt, die einen fairen Preis für landwirtschaftliche Produkte am Markt anstreben. Als Beispiel sei hier die Zusammenarbeit einer hessischen Molke- rei mit einer Handelskette genannt. Die Molkerei garantiert die Milchmenge, die Handelskette übernimmt den Vertrieb. Beworben wird die Initiative mit dem Slogan: „Faire Preise für unsere Milchbauern.“ Der Verkaufspreis für diese Milch enthält einen Betrag um 5 Cent/l Milch, der direkt an die Milchbauern weitergegeben wird. Verbraucher haben die Möglichkeit, die „teurere“ Milch zu kaufen und damit die Milchbauern in ihren Bemühungen um ökologische und artgerechte Tierhaltung direkt zu unterstützen.

3. Mitweltverträglichkeit

Dem steht eine industriemäßige, bodenunabhängige Tierproduktion entgegen. Anlagen mit 1.000en von Tieren verursachen besondere regionale und überre-

gionale Probleme. Regional wäre z.B. die Entsorgung der tierischen Ausscheidungen (Gülle), überregional sind Futtermittelimporte aus Übersee (Soja als Eiweißträger in der Tierernährung) zu nennen.

Die Verantwortung des Menschen beschränkt sich nicht auf die Nutztiere, sondern betrifft die gesamte Mitwelt. Daher kommt es, was die Mitweltverträglichkeit angeht, nicht nur auf eine gute Mensch-Tierbeziehung, sondern auch den sorgsamsten Umgang mit den Ressourcen Boden, Wasser und Luft an. Das Idealbild wären in diesem Zusammenhang Betriebe mit einem möglichst geschlossenen Stoffkreislauf. Dies bedeutet die geringst mögliche Zufuhr von Betriebsmitteln, wie z. B. Dünger und Futtermittel, von außen (Vogt, 1999). In der Konsequenz ist das eine bodenabhängige, tierische Erzeugung mit deutlich geringeren Tierzahlen pro Hektar und weltweit.

Ausblick

Die Faktoren, die das Mensch-Tierverhältnis beeinflussen, bewegen sich zwischen Empathie und Ökonomie, zwischen Ökologie und Ethik, zwischen Praxis und Theorie. Die Umsetzung der vorhandenen theoretischen Grundsätze in die Praxis gestaltet sich problematisch. Neben den globalen ökonomischen Entwicklungen hängt es in den Industrienationen auch von den Entscheidungen der Konsumenten ab, wie sich das Mensch-Nutztierverhältnis in Zukunft weiterentwickeln wird.

Augenblicklich scheint die Nachfrage nach großen Mengen preiswerter Lebensmittel tierischer Herkunft das Geschehen zu bestimmen, und damit verschlechtert sich die Beziehung zwischen Mensch und Nutztier. Bemühungen, den Bedürfnissen der Tiere besser gerecht zu werden, sind punktuell zu erkennen. Ob diese Bemühungen im Interesse von Tier, Mensch und Mitwelt Schritt für Schritt zu Erfolgen führen, hängt von unserer Bereitschaft ab, dafür bewusst Verantwortung zu übernehmen.

Literaturverzeichnis

- Anonym, 2009a: Gut für Klima und Gesundheit: weniger tierische Lebensmittel
Lebendige Erde, Heft 4, S. 28-29
- Anonym, 2009b: Rettet Bio das Klima? Zeitschrift eve, S. 86-87
- Apel, W., 2004: Zunehmende Entfremdung. Auswirkungen des landwirtschaftlichen Strukturwandels auf die Mensch-Tier-Beziehung. In: AgrarBündnis (Hrsg.), Der kritische Agrarbericht, ABL Bauernblatt Verlags-GmbH, Rheda-Wiedenbrück, S. 193

- Barth, H., 1992: Die Mensch-Tierbeziehung in Theologie und Kirche. In: Evangelische Akademie Baden (Hrsg.) Das Tier als Mitgeschöpf Leerformel oder Leitgedanke im Tierschutz. Herrenalber Protokolle 88, S. 48-58
- Blom, J.Y., 1982: The influence of housing and climatisation on health and growth of young calvers under farm conditions. In: SIGNORET, J.P. (Hrsg.) Welfare and husbandry of calves. Martinus Nijhoff Publishers, Amsterdam, Boston, London
- Boivin, X. B., J. Lensink and I. Veissier, 2000: The farmer and the animal: a double mirror. In: Hovi, M. and M. Bouilhol (Eds.). Human-animal relationship: Stockmanship and housing in organic livestock systems. Proceedings of the Third NAHWOA Workshop Clermont-Ferrand, 21-24 October 2000. The University of Reading, p. 7-17
- Borowski, B., 2009: Zeit ist Geld. Auch für Nutztiere? Lebendige Erde, Heft 4, S. 20-23
- Idel, A., 2001: Vom Produkt-Design zur Designer-Kuh; die landwirtschaftliche (Aus-) Nutzung der Tiere. In: Schneider, M. (Hrsg.): Den Tieren gerecht werden. Zur Ethik und Kultur der Mensch Tierbeziehung. Tierhaltung Band 27, Universität-Gesamthochschule Kassel, S. 33-55
- Inhetveen, H., 2001: Zwischen Empathie und Ratio – Mensch und Tier in der modernen Landwirtschaft. In: Schneider, M. (Hrsg.): Den Tieren gerecht werden. Zur Ethik und Kultur der Mensch Tierbeziehung. Tierhaltung Band 27, Universität-Gesamthochschule Kassel, S. 13-32
- Postler, G., 1995: Lebens- oder Höchstleistung? In: Politische Ökologie (Sonderheft 8), S. 57-60
- Schneider, M. 2001a: Vorwort. In: Schneider, M. (Hrsg.): Den Tieren gerecht werden. Zur Ethik und Kultur der Mensch Tierbeziehung. Tierhaltung Band 27, Universität-Gesamthochschule Kassel, S. 8-10
- Schneider, M., 2001b: Über die Würde des Tieres – Zur Ethik der Mensch-Tier Beziehung. In: Schneider, M. (Hrsg.): Den Tieren gerecht werden. Zur Ethik und Kultur der Mensch Tierbeziehung. Tierhaltung Band 27, Universität-Gesamthochschule Kassel, S. 227-238
- Schneider, M., 2008: Der ferne Blick – Eigenwert und Würde des Tieres. In: Max Himmelheberstiftung (Hrsg.): Scheidewege. Band 37, S. Hirtzel Verlag, Stuttgart, S. 48-77

- Sommer, H., 1984: Die Nutztierhaltung im Konflikt zum Tierschutzgesetz. In: Ursula M. Händel: Tierschutz – Testfall unserer Menschlichkeit. Frankfurt/M., S.161-171
- Teutsch, G.M., 1992: Entspricht das Tierschutzgesetz seinen ethischen Grundlagen? In: Evangelische Akademie Baden (Hrsg.): Das Tier als Mitgeschöpf. Leerformel oder Leitgedanke im Tierschutz. Herrenalber Protokolle 88, S. 7-19
- Teutsch, G.M., 2001: Humanität ist unteilbar. Überlegungen zur Mensch-Tier Beziehung. In: Schneider, M. (Hrsg.): Den Tieren gerecht werden. Zur Ethik und Kultur der Mensch-Tierbeziehung. Tierhaltung Band 27, Universität-Gesamthochschule Kassel S. 55-67
- Van Putten, G., 2008: Persönliche Mitteilung
- Vogt, G., 2000: Entstehung und Entwicklung des ökologischen Landbaus im deutschsprachigen Raum. Ökologische Konzepte, Band 99. Stiftung Ökologie und Landbau, Bad Dürkheim
- Waiblinger, S., 1996: Die Mensch-Tierbeziehung bei der Laufstallhaltung von behorneten Milchkühen. Reihe Tierhaltung, Band 24, Universität Gesamthochschule Kassel, Witzenhausen, 129 S.
- Wechsler, B., H. Schmid und H. Moser, 1991: Der Stolba Familienstall für Hausschweine. Reihe Tierhaltung, Band 22, Birkhäuser Verlag, Basel, Boston, Berlin, 95 S.
- Winter, K., 1993: Geschichte und gegenwärtiger Stand der Trüffelernte mit Schweinen. Diplomarbeit am Fachbereich Landwirtschaft der Universität Kassel
- Zänker, K.S., 1991: Kommunikationsnetzwerke im Körper. Psychoneuroimmunologie – Aspekte einer neuen Wissenschaftsdisziplin. Spektrum Akademischer Verlag Heidelberg, 166 S.

Vegetarismus in der griechischen Antike Verhältnis zu den Tieren*

VON KARIN ALT

In frühen Zeiten der Antike war die Ernährung der Menschen überwiegend vegetabil; sie bestand aus Getreide (nämlich Weizen und Gerste), aus dem man Verschiedenes zubereitete, wie Suppen, Breie, Fladen, Brote, sowie aus Früchten, Gemüse und Milcherzeugnissen, ergänzt von Oliven und Wein; auch Fische wurden gegessen. Allerdings opferte man den Göttern Tiere, vor allem Rinder, Schafe, Ziegen, auch Schweine, denn man war überzeugt, mit solchen Gaben die Götter freundlich zu stimmen, um ihren Beistand für die Gemeinschaft, die Polis (oder in der homerischen Welt für das Heer) zu gewinnen. Von dem Fleisch der geopferten Tiere wurde einiges von Knochen, Innereien und kleinen Fleischstücken für die Götter verbrannt, das übrige Fleisch aber wurde gemeinsam beim Opfermahl verzehrt oder unter die Menschen verteilt zum Mitnehmen. Der Prometheus-Mythos erzählt die Ursprungs-Legende für diesen Opferkult, der von der Zeit Homers bis zum Ende der paganen Antike bestand. Man aß also durchaus Fleisch, aber dies war verbunden mit kultischen Festen, das Töten von Lebewesen war ein ritueller Vorgang. Man weihte das Leben des Opfers den Göttern; dabei versuchte man noch, quasi die Einwilligung des Tieres zu erzielen, indem man es mit Wasser besprengte, was zu einem Nicken des Kopfes führte. Es gab keine Schlachthäuser, keine Tier-Produktion wie in unserer Epoche. Der Fleischkonsum war insgesamt gering (nach einer Schätzung erhielt ein Athener in alter Zeit etwa zwei Kilogramm Fleisch im Jahr).

Da man glaubte, dass die zum Kult gehörenden Tieropfer und als deren Folge der Fleischgenuss notwendig seien für den Kontakt mit den Göttern, der zum Wohle der Menschen diene, bedeutete eine vegetarische Lebensweise, dass man sich vom Kultgeschehen und damit von dem Schutz, den die Verbindung mit den Göttern der Gemeinschaft gewährte, ausschloss.

Es leuchtet ein, dass dies nur mit zwingenden Begründungen erfolgen konnte. Eine Breitenwirkung hat der Vegetarismus in der Antike nie gewonnen, aber es gab vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis in die Spätantike immer wieder Richtungen, auch einzelne Menschen, die dezidiert für den Verzicht auf Fleischnahrung eintraten. Dabei werden zwei verschiedene Aspekte deutlich, die einerseits den Menschen, andererseits die Tiere betreffen. Hinsichtlich der Menschen wird argumentiert, das Essen von Fleisch sei beschwerend für den Körper und mehr

* Vortrag zur 90. Tagung der Humboldt-Gesellschaft am 24. Oktober 2009 in Bad Nauheim

noch für die Seele, da es die Hinwendung zum Geistigen behindere. Hinsichtlich der Tiere aber ist bedeutsam, wie man sie einschätzt, ob als fremde, uns weit unterlegene Wesen, die keine eigenen Rechte haben, oder ob sie irgendwie als uns verwandt gelten. Sie sind Lebewesen; der griechische Begriff lautet *zoa empsycha*, „beseelte Wesen“, denn das Wort „Psyche“ bezeichnet die Seele, aber auch die Lebenskraft. Zumeist aber werden sie als „vernunftlose Wesen“, *zoa aloga*, bezeichnet, sie haben nicht Anteil am Logos, an der Verstandeskraft. Über die Jahrhunderte hin wurde darüber debattiert, ob sie vielleicht irgendwelche Fähigkeiten des Denkens hätten und insofern uns nahe stünden. – Diese beiden genannten Aspekte als Gründe für den Fleischverzicht, bezogen auf den Menschen oder auf die Tiere, treten zuweilen in den Texten getrennt auf, werden aber häufig auch miteinander kombiniert.

Im folgenden soll der Vegetarismus in der griechischen Antike (bei den Römern findet sich wenig Nennenswertes) im Überblick über vier Perioden behandelt werden; dabei wird in jedem der zeitlichen Abschnitte ein Vertreter eine genauere Besprechung mit Referaten und Zitaten von Textaussagen erhalten. Es handelt sich um die archaische bis beginnende klassische Zeit des 6./5. Jahrhunderts v. Chr., danach um Philosophen der klassischen Zeit des 4./3. Jahrhunderts v. Chr., anschließend um Autoren des 1. bis 2. Jahrhunderts n. Chr. und zuletzt um Neuplatoniker des 3. und 4. Jahrhunderts n. Chr.

Archaische und frühklassische Zeit

In den homerischen Epen wird viel von umfangreichen Opfern für die Götter berichtet, von Hekatomben, bei denen zahlreiche Rinder getötet wurden; während der langjährigen Belagerung Trojas war Ackerbau nicht möglich. Ohne Fleisch zu leben, schien undenkbar. So wird eher als etwas Kurioses erzählt, dass Odysseus auf seinen abenteuerlichen Fahrten auf ein friedliches Volk trifft, das sich nur von Pflanzen ernährt, vor allem von der Wunderpflanze Lotos; es sind die „Lotophagen“, die Lotosesser. Dieser Lotos wirkt wie eine Droge: Wer davon isst, dem schwinden alle Erinnerungen. Daher muss Odysseus seine Männer vom Lotos-Genuss fernhalten, da sie sonst das Ziel der Heimfahrt vergäßen (Od. 9, 83-104). – Erwähnt sei noch, dass den Göttern auch unblutige Opfer dargebracht wurden, Opferkuchen, Honig, Trankspenden von Wein und anderem. Zentral für den Kult blieben aber die Tieropfer.

Nach diesem Hinweis auf ein vegetarisches Märchenvolk ist nun auf historisch belegte Phänomene der fleischlosen Ernährung einzugehen. Seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. sind uns zwei Richtungen in griechischen Regionen bezugt, die sich einem Leben ohne Fleischnahrung verschrieben haben. Beide vertreten als etwas Neues auch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und

der Reinkarnation, was mit der homerischen Vorstellungswelt unvereinbar ist (dort geht die Seele hinab in den Hades). Es handelt sich hier einerseits um die Orphiker, andererseits um Pythagoras und seine Anhänger, die Pythagoreer. Von beiden Strömungen haben wir keine originalen alten Texte, wohl aber Berichte über jene frühe Phase (sowie eine reiche Literatur aus späterer Zeit). Für die Orphiker, die sich auf die mythische Gestalt des Orpheus berufen, lässt sich kein Begründer benennen. Ihnen geht es bei der Enthaltung von Fleisch offenbar vor allem um die innere Reinheit. Das früheste literarische Zeugnis für ihre Lebensweise findet sich in einer Tragödie des Euripides, dem „Hippolytos“ (aufgeführt 428); da wirft Theseus seinem Sohn Hippolytos dessen vegetarisches Leben vor, seine *apsychos bora*, die Nahrung von Unbelebtem. Weitere Hinweise dazu gibt es ferner bei Aristophanes (Ran. 1032) und Platon. Dieser schreibt, dass die Orphiker den Göttern keine Tiere opferten und die Altäre nicht mit Blut befleckten (Nomoi 782c, vgl. Politeia 364e).

Pythagoras aus Samos, der etwa von 570/560 bis 497/6 lebte, bekannt als wichtiger Mathematiker, war von der Verwandtschaft aller Lebewesen überzeugt; daher schloss für ihn die Reinkarnation den Übergang der Menschenseele in Tiere ein. Nach dem Tod gab es nach seiner Lehre für die Seele kein jenseitiges Dasein (im Unterschied zur Auffassung der Orphiker, die ein Totengericht mit folgenden Freuden oder Qualen vor der neuen Inkarnation annahmen), sondern die Seele ging sogleich in ein neues Lebewesen, möglicherweise ein Tier, ein. Für die Kette der Inkarnationen gab es kein Ende. Dass eine solche Lehre von den Zeitgenossen spöttisch betrachtet wurde, zeigen Verse des Xenophanes, die besagen, Pythagoras habe im Jaulen eines geprügeltten Hundes die Seele eines verstorbenen Freundes erkannt (Fr. B 7 D-K). Die Wiedergeburt als Tier impliziert, dass Tiere uns nah verwandte Wesen sind. Daher war das Töten wie das Essen von Fleisch ein schlimmes Vergehen.

Entschieden wurde diese pythagoreische Lehre der Allverwandtschaft und der Reinkarnation vertreten von dem aus Akragas (Agrigent) stammenden Philosophen Empedokles, der etwa 490-430 lebte und dem wir auch die Lehre von den vier Elementen Feuer, Luft, Wasser, Erde verdanken. Seine Philosophie ist uns aus zahlreichen Fragmenten bekannt. Er erweiterte die Skala der verwandten lebendigen Wesen bis hin zu den Göttern und hinab zu den Pflanzen: der Mensch konnte aufsteigen bis zu einem Dasein als Gott unter Göttern, aber auch von der Höhe durch eigene Schuld wieder ins Irdische und alle Lebenstiefen hinabstürzen. Der einzige Weg, um als Mensch künftig zu einer höheren Existenz zu gelangen, war nach seiner wiederholten eindringlichen Mahnung, man müsse auf jegliches Töten und Blutvergießen, auf Mord (*phonos*) an Tieren verzichten. So schreibt er: „Werdet ihr nicht aufhören mit dem leidbringenden Morden? Seht ihr nicht, dass ihr einander zerfleischt und euer Verstand nichts begreift?“ (Fr. B

136). Einmal schildert er die konkrete Situation einer Opferhandlung: „Der Vater (als Priester) hebt seinen Sohn empor, der die Gestalt wechselte (nach dem Tod in seiner Wiedergeburt als Kalb), und er spricht dazu ein Gebet, der ahnungslose Tor. ... Sie opfern den Flehenden. Der Priester ist taub für seine Rufe, er tötet ihn und bereitet ein böses Mahl. So ergreift der Vater den Sohn und die Mutter ihre Kinder, sie entreißen ihnen das Leben und verschlingen das Fleisch“ (Fr. B 137). In dem üblichen und immer vollzogenen Opfergeschehen erkennt Empedokles eine Entsprechung zu den finstersten Geschichten des griechischen Mythos von Kindermord und Verspeisen der Getöteten.

Jedes Töten eines Opfertieres kann demnach Mord an nächsten Verwandten bedeuten. Empedokles versteht die traditionelle Opferpraxis als einen bösen Irrtum, ein Verkennen der Götter. So blickt er zurück zu einer einstigen glückseligen Zeit, in der nicht Zeus oder Ares regierten, sondern Kypris, die Liebesgöttin, die höchste göttliche Macht war. Ihr habe man, schreibt er, duftende Spenden, Weihrauch und Honig geopfert, dazu auch „gemalte Tiere“. Den Altar aber von Stierblut feucht werden zu lassen, Leben zu entreißen und die Glieder zu verschlingen, galt unter den Menschen damals als größter Frevel (Fr. B 128). Ob Empedokles einen Rückweg zu jener glücklichen Urzeit erhoffte, ist ungewiss. In Agrigent hatte er eine große Anhängerschaft, aber von einer Nachfolge auf seinem Wege ist nichts bekannt.

Philosophen des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr.

Hier ist an erster Stelle Platon zu nennen, der von 428/7 bis 348/7 in Athen lebte und dessen philosophisches Schreiben nach dem Tod des Sokrates 399 begann; Sokrates ist in fast allen Dialogen Platons der das Gespräch leitende Teilnehmer. Das umfangreiche Werk, grundlegend für die abendländische Philosophie, ist vollständig erhalten. Platon war stark berührt von pythagoreischem Denken, zahlreiche Spuren finden sich in seinen Schriften. In einigen den Dialogen angefügten Mythen, die vom Schicksal der Seele nach dem Tod erzählen, erscheint gelegentlich die Vorstellung der Reinkarnation in Tiere, doch dürften diese Partien überwiegend ironisch, nicht wirklich ernst gemeint sein. Nirgends fordert Platon deutlich die pythagoreische vegetarische Lebensweise. Aber er sagt in seiner Spätschrift *Timaios*, dass die Götter die Pflanzen eigens als Nahrung für die Menschen erschaffen hätten und dass alle Tiere einen gewissen (vielleicht geringen) Anteil am Geist (*nous*) besäßen; bei Menschen wie Tieren ließe sich der Geist durch die Lebenspraxis steigern oder vermindern (*Tim.* 77 a-c, 91d-92c).

Ausführlich behandelt Platon die Ernährung in seiner Schrift über die Staatsform einer neu zu gründenden Stadt, der *Politeia*. Da nennt Sokrates als Grundlage der Nahrung Gerste und Weizen, aus denen die Menschen Fladen aus Gers-

tenmehl, verschiedenes Brot aus Weizenmehl bereiten. Dies verzehren sie mit ihren Kindern, trinken Wein dazu und preisen die Götter mit Lobeshymnen. Der Gesprächspartner Glaukon fragt erstaunt: „Erhalten deine Menschen denn nichts, was man zum Brot hinzu isst?“ Er fragt nach „Zukost“ (griechisch *opsōn*), womit in der Regel Fleisch gemeint ist. Sokrates antwortet: „Du hast ja Recht, ich vergaß, dass sie auch Zukost haben werden, nämlich Salz, Oliven, Käse, Gemüse und anderes vom Felde, was man sich kocht. Dazu wollen wir ihnen auch Naschwerk geben, Feigen, Kichererbsen, Bohnen, Myrtenbeeren, und sie werden sich Eicheln (von der Steineiche) in der Asche rösten und maßvoll dazu Wein trinken. So werden sie friedvoll und gesund leben und wohl hochbetagt sterben.“ Glaukon ist entsetzt, er erwidert: „Wenn du eine Stadt der Schweine gründen wolltest, würdest du sie anders als auf diese Art ernähren?“ Man solle den Bewohnern doch geben, was üblich ist, nämlich Zukost – und dies meint Fleisch – sowie Nachtisch, wie man es jetzt gewohnt ist.

Die Reaktion des Sokrates ist deutlich; er sagt, dies wäre eine üppige und weichlichte Stadt. Die wahre Stadt aber, wie sie dargestellt wurde, sei die gesunde Stadt. Freilich scheine es, dass manchen Menschen diese Stadt und ihre Lebensart nicht genügen könnten. Dafür aber müsste man die Stadt größer planen, man bräuchte mehr Diener, Bäcker, Köche für Fleisch, dazu Hirten für Schweine – denn dieses sonst nutzlose Tier war in der beschriebenen Stadt nicht vorgesehen; auch mehr an sonstigem Vieh wäre zu beschaffen, um davon zu essen. Außerdem würde man bei dieser Lebensweise häufiger Ärzte benötigen. Schließlich wäre auch das Land bei einer solchen Ernährung nicht ausreichend für Weide und Ackerboden, und man werde Kriege führen müssen, um weiteres Land zu gewinnen (Politeia 372b-373e).

Soweit die Aussagen von Sokrates/Platon über den Lebensmodus einer geplanten gesunden Stadt; Fleisch ist dabei nicht vorgesehen, zumal nicht als notwendige, immer verfügbare Nahrung. Zu den traditionellen Opferbräuchen äußert Platon sich kaum; vermutlich hat er sie nicht geradezu verworfen. Gelegentlich spricht er vom „Opfer“ (*thysia*), ohne aber zu präzisieren, worum es sich jeweils handelt; es dürften überwiegend unblutige Opfer gemeint sein. In dem oben zitierten Text war nur von Götterhymnen zur Götterverehrung die Rede. Für die Verbindung mit dem Göttlichen geht es für Platon nicht um Rituelles oder Kultbedingtes, sondern um den inneren geistigen Weg mit dem Ziel, wie Platon es nennt, einer „Angleichung an Gott“ (*homoiosis theō*).

Betreffend die Tiere sei hier zur Ergänzung noch eine Aussage eines späteren Philosophie-Handbuchs (2. Jahrh. n. Chr.) notiert, in dem der Autor Aetios als Lehre von Pythagoras und Platon folgendes angibt: Auch die sogenannten vernunftlosen Tiere hätten vernünftige Seelen, nur könnten sie nicht vernunft-

gemäß wirken infolge der Konsistenz ihrer Körper und der fehlenden Sprachfähigkeit; dies zeige sich bei den Affen und Hunden: sie denken zwar, aber sie sprechen nicht (Aetios V 20, 4, in: Doxographi Graeci ed, Diels S. 432).

Die Philosophen nach Platon zeigen unterschiedliche Haltungen bezüglich des Vegetarismus und der Einschätzung der Tiere. Im Allgemeinen folgen darin die Platoniker bis in die Spätantike dem Vorbild ihres Meisters, während Aristoteles und seine Schule sowie die Stoiker von der fleischlosen Lebensweise nichts halten, jedoch gibt es in jeder dieser philosophischen Richtungen Vertreter anderer Anschauungen. Von Xenokrates, der 339-314 v. Chr. die platonische Schule leitete, ist überliefert, er habe eine Schrift über die tierische Nahrung der Menschen verfasst und das Fleischessen für unzutraglich gehalten, da es eine Angleichung an die Seelen der vernunftlosen Tiere bewirke. (Die Schrift ist verloren.)

Aristoteles dagegen (er lebte 384-322) hatte keine Bedenken gegen die Fleischnahrung, und er hielt die traditionellen Tieropfer zum Wohle der Stadt für geboten. Die Tiere, so schrieb er, besäßen keinerlei Überlegung und Denken, (*logismos, noesis*), sondern nur Vorstellungen (*phantasia*), und sie seien uns daher weit unterlegen. Die Pflanzen seien entstanden für die Nahrung der Tiere, die Tiere aber existierten generell zum Gebrauch der Menschen, sei es zur Nahrung oder für verschiedene Hilfsdienste. Letztlich habe die Natur alles um der Menschen willen geschaffen (Aristoteles z.B. Polit. 3, 9, 1280 b37; EN 4, 5, 1122 b20 etc.). Irgendwelche Rücksicht auf die Tiere ist demnach unnötig.

Theophrast, der Schüler des Aristoteles, der ihm 322 in der Schulleitung folgte, hat eine große Zahl philosophischer Werke verfasst, die zumeist verloren sind. Hinsichtlich der Tiere und Tieropfer steht er in klarem Kontrast zu seinem Lehrer. In seiner Schrift „Über die Frömmigkeit“ (die *eusebeia*), die wir nur durch spätere Referate und Zitate, besonders bei Porphyrios, kennen, hat er die Geschichte der Opfer dargelegt, die ursprünglich nur in Kräutern und Früchten bestanden hätten und der damaligen Ernährung entsprachen. Erst viel später sei die Wendung zu grausamen, blutigen Opfern erfolgt, in denen Frevel und Gesetzwidrigkeit (*paranomia*) dominieren. Durch Schlachten der Tiere befleckte man die Altäre mit Blut und aß das Fleisch. Dies aber sei konträr zu aller Frömmigkeit, denn wie könnte ein Handeln fromm sein, wenn man an den Opfern Unrecht begeht? Anders als Aristoteles erkennt Theophrast eine Verwandtschaft zwischen Menschen und Tieren, denn diese seien uns ähnlich in ihren Seelen, da sie Wahrnehmungen, Emotionen, Begierden haben, dazu aber auch Überlegungen (*logismoi*), wenn auch in unterschiedlichem Grade. Das Verzehren von Fleisch sei ein Vergessen frommen Verhaltens, es führe zu Gier und Völlerei und entferne uns von der Besonnenheit, die uns angemessen ist. Die Götter aber wünschten nicht üppige Opfergaben, sie schauen vor allem auf die Gesinnung, das Wesen (*ethos*) der Opfernden (Referat des Porphyrios, De abstinentia II c.2; 5-15; 21; 24-27).

Die Vertreter der alten stoischen Schule wiederum zeigen kein Mitgefühl für Tiere. Von Zenon, ihrem Begründer, sind keine Aussagen zur Frage der Lebensweise überliefert, aber von seinen Nachfolgern Kleanthes (332-231) und Chryssippos (281-208) erfahren wir, dass sie ganz besonders die Schweine als angenehme Nahrung preisen: Diese besäßen nämlich die Seele gleichsam als Salz, für den Geschmack und damit ihr Fleisch nicht faulig werde. Diese Stoiker meinen, alle Tiere seien nur um der Menschen willen erschaffen worden, einige zum Kriegführen, andere zum Jagen oder zu sonstigen Zwecken. Das Schwein aber sei der größte göttliche Gunsterweis, denn es sei allein für die Opferung entstanden, um uns eine gute Zukost zu bieten. Zwischen Menschen und Tieren bestehe nichts Gemeinsames, insofern auch kein Rechtsverhältnis, das uns Zurückhaltung auferlegen könnte. Wir haben keine Verpflichtung gegenüber den Tieren (SVF I fr. 516; II fr. 723, 1152, 1154, 1156; III fr. 374).

Hier sei noch ein späteres Mitglied der platonischen Akademie angefügt, Carneades, der 214-129 lebte. Er meinte, das Schwein sei seiner Natur nach nur vorhanden, um geschlachtet und gegessen zu werden; da es damit sein Ziel erreiche, habe es auch selber Nutzen davon (Porphyrios *De abstinentia* III 20). Auch unter den Platonikern war also der Gedanke der Rücksicht auf die Tiere geschwunden.

Autoren des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr.

In jener Zeit der beginnenden christlichen Ära folgten die Stoiker allgemein den Lehren ihrer Vorgänger. Doch gibt es in der Haltung zum Vegetarismus eine bemerkenswerte Ausnahme: Musonios, der etwa 30-100 n. Chr. lebte und überwiegend in Rom (auf Griechisch) lehrte, der Lehrer des berühmteren Epiktet. Er setzte sich entschieden für die fleischlose Lebensweise ein. In seinem Traktat „Über die Ernährung“ forderte er eine einfache Nahrung aus Getreide, Früchten, Gemüse, dazu Milch, Käse, Honig, was nicht von getöteten Tieren herrührt. Fleisch zu verzehren, hielt er eher für „tierisch“ und wilden Tieren zuträglich, beim Menschen aber verdüstere dies die Seele und behindere das Denken. Dabei versuchte er dessen negative Wirkung zu erklären als eine unguete Ausdünstung des Fleisches, die auf unseren Körper und die Seele Einfluss nehme. Von den Kultopfern oder etwa einer gebotenen Schonung der Tiere ist bei Musonios nichts zu lesen; ihm geht es um den Menschen und die Reinheit seiner Seele; er solle durch eine leichte Ernährung möglichst den Göttern nahekommen, denen die von Erde und Wasser aufsteigenden Dünste genügen. - Dies sind die stoischen Götter; die Götter bei Homer dagegen erfreuen sich am Dunst des gebratenen Opferfleisches! (C. Musonius Rufus, *Reliquiae* ed. Hense 1905, Traktat XVIII A u. B).

Epiktet, der Schüler des Musonios (er lebte ca. 55-135 n. Chr.), vertritt die traditionelle stoische Haltung. So versteht er die übliche Opferpraxis als selbstverständlich gegeben und betrachtet die Tiere – wie schon Aristoteles – als weit unter dem Menschen stehend, da ihnen die Verstandeskraft fehle. Der Gott habe sie unterschiedlich ausgestattet, die einen, damit sie gegessen werden, andere für den Gewinn von Milch und Käse, zur Hilfe beim Ackerbau oder für sonstige Zwecke. Demnach existieren die Tiere nur, um für den Menschen von Nutzen zu sein (Epiktet Diss. I 6, 12-14; I 17, 20-21; III 21, 12-14 etc.).

Ein überzeugter Anhänger der pythagoreischen Lehre und Lebensweise war dagegen im ersten Jahrhundert n. Chr. (er starb 96/98) Apollonios von Tyana, der nicht eigentlich ein Philosoph war, in der Antike eher als Wundermann galt, von dem erstaunliche Legenden erzählt wurden. Er verurteilte die kultischen Tieropfer, da man die Altäre nicht mit Blut besudeln dürfe. Für die Ernährung forderte er den Verzicht auf Fleisch, welches den Geist beschwere; man solle Getreide, Gemüse und süßes Backwerk essen. Er wendet sich gegen jegliches Töten, doch findet sich der Gedanke einer Schonung der Tiere nicht bei ihm. Den verschiedenen Göttern solle man je spezielle Opfer, aber keinesfalls blutige darbringen; der höchsten Gottheit jedoch gelte lediglich eine Verehrung durch reine Gedanken (Philostrat Vita Apollon. I 1,1; 8,1; 10,1 etc.; Euseb. Praep. Ev. IV 10-12).

Ausführlicher ist nun von dem Philosophen Plutarch aus Chaironeia (Böotien) zu berichten, der ca. 45-125 lebte. Er war ein wichtiger Vertreter der platonischen Schule, der zugleich über Jahrzehnte hin ein Priesteramt in Delphi innehatte (beides war also vereinbar). In seinem reichen Oeuvre, das vielfältige philosophische, religiöse und historische Phänomene behandelt, spricht er gelegentlich über die Opferpraxis. Ein bedeutsames Thema aber ist bei ihm die vegetarische Ernährung und unser Verhältnis zu den Tieren. Für ihn sind sie Wesen, die außer Wahrnehmungen und Vorstellungen auch Einsicht, Verständnis (*synesis*, *logismos*) besitzen; daher sollen wir, wie Pythagoras und Empedokles lehren, ihnen gegenüber gerecht sein. Plutarch hat eine Schrift speziell über den Fleischgenuss (die *sarkophagia*) geschrieben. Darin fragt er, wie denn die Menschen zuerst es wagten, an Blutiges zu rühren und mit den Lippen das Fleisch eines getöteten Tieres zu erfassen. Wie konnte man den Anblick zerstückelter Wesen ertragen, ohne sich abzuwenden? Dies könne, meint Plutarch, zuerst nur aus einer Notlage, aus Hunger geschehen sein. Dagegen befinden wir uns jetzt nicht in Not, sondern im Überfluss. Warum haben wir keine Scheu vor dem Morden? Warum beschämen uns nicht die Reize der Körper der Tiere, warum nicht die Fähigkeiten ihrer Seele, ihr Verständnis? Welche Grausamkeit waltet bei uns! Die Tische für das Mahl sind üppig beladen mit toten Wesen, die wir essen, von denen aber vieles übrig bleibt, so dass etliche Tiere vergebens starben. – In der Ära, da Plutarch lebte, wurde anders als in frühen Zeiten sehr viel

mehr Fleisch und offenbar auch nicht nur Opferfleisch gegessen, und vielerlei Luxus war begehrt.

Plutarch schreibt ferner, dass für den menschlichen Körper der Fleischgenuss nicht naturgemäß sei. Wer die gegenteilige Überzeugung habe, der solle doch selber töten, er solle sich auf ein lebendiges Tier stürzen und es wie die Wölfe und Bären mit Bissen umbringen, nicht mit Messer oder Beil. Aber die Menschen verzehren ja nicht unmittelbar das Fleisch, sondern sie verändern es durch Feuer und Gewürze, wodurch der Geschmackssinn getäuscht wird und sie das Mahl genießen. Jedoch wirkt diese Nahrung beschwerend auf den Körper, und sie stumpft den Glanz der Seele ab. Dagegen hat die fleischlose Lebensweise positive Folgen, denn wer den Tieren gegenüber sich milde und freundlich zeigt, wie sollte der einem Menschen Unrecht antun? (Plutarch *De esu carnium* I c. 1-7, II c. 1-5).

Immerhin zeigt Plutarch sich kompromissbereit, indem er zugesteht, dass wir an gewissen Fleischverzehr gewöhnt sind und uns damit freilich schuldig machen. Doch mahnt er, wir sollten Fleisch nur aus Hunger, nicht aber zur Schwelgerei essen. Wir sollten Mitleid mit den Tieren empfinden und jegliche Quälerei unbedingt vermeiden. Offenbar waren damals im römischen Reich (wozu Griechenland gehörte) üble Methoden geläufig, die Plutarch mit Abscheu erwähnt: Schweine wurden mit glühenden Spießen abgestochen, um das Blut zu stillen und weiches Fleisch zu erhalten, Kranichen wurden die Augen ausgerissen, damit sie ohne zu sehen besser fett würden, und anderes mehr (*De esu carn.* II 1). Nachdrücklich wendet Plutarch sich auch gegen die Jagd, die man nicht wegen des Hungers, nur zum Vergnügen veranstalte. Dadurch werde das Tierhafte im Menschen verstärkt, während die Neigung zu Mitgefühl und Sanftmut schwinde. Unser Umgang mit den Tieren ist für Plutarch grundlegend für unser Verhalten als Menschen und unter Menschen (*De soll. anim.* c. 2-4).

Einmal werden auch die Fische behandelt, die schon Platon als die niedrigsten Lebewesen einstufte, da sie nicht von der reinen Atemluft wie wir und alle Landtiere leben. Plutarch schreibt, als Nahrung seien sie nicht beschwerlich wie Fleisch und daher eine gesunde Kost. Auch seien die Wassertiere uns völlig fremd, sie leben in einem anderen Kosmos. Gelangen sie aber in unsere Welt, so ist diese für sie wie der Hades, sie sterben. Töten wir unsere Haustiere, so waren sie uns zuvor nützlich und zu Diensten, auch schreien sie jammervoll vor dem gewaltsamen Tod. Die Fische dagegen sind stumm, sie waren uns nie zugehörig, und wir sind ihnen zu nichts verpflichtet. So ist ihre Tötung nicht ungerecht und bedeutet nur ein geringes Vergehen (*Quaest. conviv.* IV 4, c. 3-4).

Plutarch ist der erste Autor (da wir die Schriften Theophrasts nicht besitzen), bei dem wir dezidierte Aussagen zum Dasein, dem Wert und Recht der Tiere lesen, verbunden mit der Mahnung, uns ihnen gegenüber gerecht zu verhalten. Er

vertritt wie alle Platoniker die Reinkarnationslehre, ohne aber einen Übergang der Menschenseele in Tiere anzunehmen. Über die Tieropfer schreibt Plutarch einmal, es sei ein Irrglauben, dass die Götter sich an blutigen Opfergaben erfreuten (De superst. c. 13). Generell geht er aber auf die Opferpraxis nicht ein, an deren Fortbestand damals gewiss nicht zu zweifeln war. Auch war er als Priester in Delphi mit diesem Geschehen konfrontiert, da die Befrager des Orakels zuvor ein Tieropfer darbringen mussten. Dabei handelte es sich aber um Opfer, die völlig verbrannt wurden (*sphagia*), nicht um „Speiseopfer“ (*thysiai*), also nicht um das Essen von Fleisch. Über das wahre Wesen des delphischen Gottes Apollon aber äußert Plutarch sich als platonischer Philosoph. Er schreibt, dieser Gott besitze eine höchste geistige Existenz, jenseits von allem Hiesigen (De E apud Delphos c. 17-21). Die höchste göttliche Instanz ist transzendent.

Neuplatoniker des 3. und 4. Jahrhunderts n. Chr.

Plotin, der Begründer des Neuplatonismus, der von 204 bis 270 lebte, aus dem hellenistischen Ägypten stammte und in Rom lehrte, hat in seinen Schriften weder zur Frage der Opfer noch zur Behandlung der Tiere oder der vegetarischen Ernährung Stellung bezogen. Er behandelt vor allem den geistigen Weg des Menschen, sein höheres Ziel in diesem Leben. Wir erfahren aber aus der Biographie, die sein Schüler Porphyrios über ihn verfasste, dass er nicht nur kein Fleisch aß, sondern in seiner Krankheit auch nicht Medizin zuließ, die von wilden Tieren herrührte. Vom Opferkult hat er sich völlig distanziert. Ihm ging es um Götter einer geistigen Sphäre und um den inneren Aufstiegsweg des Menschen in den Bereich des Geistes (*noeton*) sowie darüber hinaus um die höchste göttliche Instanz, das Eine, welches das absolute Gute ist (*hen, agathon*), und um die zu erstrebende äußerste Möglichkeit des Menschen, die Vereinigung mit ihm, das Einswerden (*henosis*).

Porphyrios lebte von ca. 234 bis 303/305, war aus Tyros gebürtig, studierte zunächst in Athen an der platonischen Akademie, ging später nach Rom zu Plotin. Er hat sämtliche Schriften seines Lehrers herausgegeben, deren Erhaltung wir also ihm verdanken. Von seinen eigenen Werken ist das meiste verloren. Wir besitzen aber u.a. seine für das Thema des Vegetarismus wichtige Abhandlung mit dem Titel: „Über die Enthaltung vom Fleischgenuss“ (*peri apothes empsychon*, lat. De abstinentia). In dieser umfangreichen Schrift in vier Büchern setzt Porphyrios sich zunächst in Buch I mit den Gegnern der vegetarischen Lebensweise auseinander und widerlegt deren Argumente; häufig beruft er sich auf Theophrast, den er teils präzise referiert. Er gesteht zu, dass der Verzicht auf Fleisch nicht für alle Menschen, etwa für Handwerker und Soldaten, zwingend sei, unbedingt aber sei er nötig für Philosophen und geistig orientierte Men-

schen, für jeden, der überlegt, „wer er sei, woher er gekommen ist und wohin er streben solle“. Im dritten Buch befasst er sich speziell mit den Tieren und deren Rechten. Er betrachtet sie als uns verwandt und erkennt ihnen eine vernunftbegabte Seele zu (*logike psyche*), ohne aber an Tierinkarnationen der Menschen zu denken. Wie schon Plutarch fordert er ausdrücklich, dass wir den Tieren gegenüber Gerechtigkeit üben, ihnen keinen Schaden zufügen, denn dies widerspräche jeder Frömmigkeit (es wäre *asebes*).

Besonders wichtig für das Thema der vegetarischen Ernährung ist das zweite Buch der Schrift, das die Opfer für die Götter und damit auch das Thema des Fleischverzehrs behandelt. Dabei unternimmt Porphyrios eine neuartige Deutung des Opfergeschehens und erklärt, inwiefern das Essen des Opferfleisches nicht nur unbekömmlich sei, sondern eine bedrohliche Gefahr darstelle. Hier ist zunächst daran zu erinnern, dass in jenen Jahrhunderten der Glaube an niedere gottähnliche Wesen, an Dämonen (*daimones*), generell verbreitet war. Im Neuen Testament lesen wir mehrfach davon, wie Jesus Dämonen ausgetrieben habe. Für die Christen galten alle Dämonen als böse Wesen. In der paganen Welt dagegen nahm man gute und böse Dämonen an, die je für bestimmte Vorgänge in der Natur zuständig wären, im Guten etwa für das Gedeihen der Pflanzen, im Bösen für Erdbeben, für Missernten und dergleichen. Auch könnten sie auf die Menschen einwirken. Porphyrios nun ist als platonischer Philosoph und im Anschluss an seinen Lehrer Plotin davon überzeugt, dass es verschiedene Ebenen des Göttlichen gebe, und er ordnet diesen jeweils eine bestimmte Weise der Verehrung und der Opfer zu. So betont er, den höchsten, einen Gott gelte es nur in Schweigen und in reinen Gedanken zu verehren, nicht einmal mit Worten; dagegen gebühre den ihm nachfolgenden geistigen Göttern die Verehrung in Worten und gesungenen Hymnen. Porphyrios bezeichnet auch diese Art der Hinwendung zu Gott und den Göttern als „Opfer“; er spricht von „heiligem Opfer“ oder „geistigem Opfer“ (*hiera thysia, noete thysia*). Als nächstfolgende Stufe göttlicher Wesen werden die Himmelskörper genannt, die Sonne und die Gestirne. Sie erhalten sichtbare Opfergaben, aber auf keinen Fall getötete Tiere. Porphyrios notiert: „Wer sich auf die Frömmigkeit versteht, weiß, dass den Göttern kein Lebewesen geopfert wird“ (Porphyrios *De abstinentia*, zum Vegetarismus vielfach in Buch I-III, zu den Opfern II 34-37).

Am unteren Rand dieser Hierarchie göttlicher Wesenheiten befinden sich nun die Dämonen, von denen Porphyrios gute sowie böse, negativ wirkende annimmt. Nur von den letzteren ist hier zu reden. Sie nämlich sind es, denen allein blutige Opfer zukommen, und sie erfreuen sich am „Dunst von Opferfleisch“, ebenso wie es von den Göttern bei Homer berichtet wird. Sie verursachen Übles, soweit es ihnen nur möglich ist, sowohl in der Natur wie auch bei den Menschen. Denn sie sind von übler und gewaltsamer Wesensart, sie täu-

schen und betrügen und geben sich als Götter aus. So verstärken sie die Begierden der Menschen, ihr Verlangen nach Lüsten, nach Reichtum und Macht und versuchen, sie von der wahren Vorstellung der Götter abzuwenden. Die Folge sind Unruhen und Kriege. Wenn von den Städten die traditionellen Opfer dargebracht werden, so sei man darauf bedacht, die Dämonen milde zu stimmen, damit sie den Erwerb von Stärke und Reichtum vermitteln. Philosophen aber haben mit derlei nichts gemein, und sie müssen sich von diesen Opfern fernhalten. Sollte aber einmal (aus politischen Gründen) die Teilnahme dennoch geboten sein, so dürfe man auf keinen Fall vom Opferfleisch essen, wodurch nämlich ein heftiges Einwirken der Dämonen auf den Menschen erfolge. Man solle sich rein erhalten, um nichts von diesen bösen Wesen zu erleiden (De abst. II 38-44).

Für Porphyrios sind demnach die üblichen kultischen Blutopfer ausschließlich den bösen Dämonen gewidmet; sie ziehen diese herbei und ermöglichen ihre Aktivität – dies ist eine radikale Umdeutung einer uralten Tradition! Auch der Vegetarismus erhält einen neuen Akzent, da die Menschen durch Essen von Fleisch sich unmittelbar dem schlimmen Dämonen-Einfluss aussetzen. Um jeden Kontakt mit ihnen zu vermeiden, soll man den Opfern fernbleiben und unbedingt vegetarisch leben.

Diese extreme Position des Porphyrios hat keine Nachfolge gefunden. Jamblich aus Chalkis in Syrien, der ca. von 245 bis 328 lebte und zeitweise Schüler des Porphyrios war, hat vielfach Kritik an dessen philosophischen Aussagen geübt. Zwar hält er, wie viele Philosophen, den Fleischgenuss für beschwerlich; er schreibt, dass er Befleckung und kranke Seelenzustände verursache. Den Opfern aber gibt er wiederum eine eigene neue Deutung. So meint er, das Feuer habe eine verwandelnde Kraft, indem es Materielles nicht nur vernichte, sondern eine Angleichung an Höheres, Immaterielles bewirke, und generell setze das Opfer im All schöpferische Kräfte in Bewegung. Wie Porphyrios nimmt auch Jamblich eine Hierarchie göttlicher Wesenheiten an, denen je entsprechende Opfergaben gebühren; dabei fehlen die Dämonen. In dieser Skala der Opfer sollten jenen Göttern, deren Walten der materiellen Welt gilt, auch materielle, dabei unbedingt reine Opfergaben dargebracht werden. Zu diesen Gaben gehören nicht nur Steine und Pflanzen, sondern auch getötete Tiere, deren naturhafte Kräfte wichtig seien. Jamblich erklärt, Tiere hätten keinen Anteil am „göttlicheren Leben“, und darum ist das Töten der Tiere für ihn kein Problem. Die Enthaltung von Fleischnahrung ist also nur um der menschlichen Seele willen gefordert (Jamblich *De mysteriis Aegyptiorum* V c. 1-14; VI c. 1).

Zu erwähnen ist noch die kurze Schrift des Autors Salustios, der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts eine knappe, oft simplifizierende Zusammenfassung der platonischen Lehre verfasste. Darin fehlt das Thema des Vegetarismus, doch über die Tiere wird etwas ausgesagt in einer nochmals veränderten Lehre

von den Opfern. Diese seien, so meint Salustios, gar nicht für die Götter, sondern für uns von Nutzen, indem sie uns den Göttern näher bringen und uns von unseren Verfehlungen befreien. Da die Götter das primäre Leben, die Menschen aber nur eine gewisse Art des Lebens hätten, sei für die Opfer etwas Mittleres nötig, das auch Leben hat. Dies finde sich in den Tieren, die wir opfern (Salustius c. XIV-XVI). – Dies ist eine sonderbare und wenig philosophische Begründung für die Notwendigkeit der Tieropfer!

Bei diesem Überblick, der die Aussagen griechischer Autoren zum Vegetarismus und zu den Tieren über nahezu tausend Jahre umfasst, zeigt sich eine bunte Verschiedenheit der Positionen, keineswegs irgendeine Entwicklung in der Haltung gegenüber den Tieren. Einerseits gibt es die Geringschätzung der Tiere, denen keine Verstandeskraft oder aber kein „göttlicheres Leben“ zugebilligt wird und die man darum gebrauchen und töten darf. Andererseits werden die Tiere als uns verwandte Wesen betrachtet, auch wenn die Vorstellung einer Reinkarnation von Menschen in Tiere nur von wenigen vertreten wird. Doch werden die Tiere von etlichen Autoren des vierten Jahrhunderts v. Chr. bis zum dritten Jahrhundert n. Chr. in ihren seelischen Kräften gewürdigt, und es werden ihnen Rechte zugestanden. Dass die Götter tierische Opfer benötigten, wird vielfach bezweifelt oder gelehnt, besonders strikt von Porphyrios, doch finden sich auch noch später, bei Jamblich und Salustios, Begründungen für den Sinn der Tieropfer. Dominant aber für das Negieren der Fleischnahrung ist bei den Autoren das Befinden des Menschen, die Annahme, dass das Fleisch ihn belastet und zumal in seinen geistigen Möglichkeiten behindere. Darum fordern sie für Philosophen und alle geistig strebenden Menschen die vegetarische Lebensweise als das sinnvoll Gebotene.

Einige bibliographische Hinweise

- J. Haussleiter, *Der Vegetarismus in der Antike*. RVV 24, Berlin 1935.
- U. Dierauer, *Tier und Mensch im Denken der Antike*. Studien zur antiken Philosophie 6, Amsterdam 1977.
- D. A. Dombrowski, *Porphyry and Vegetarism: A contemporary Approach*. ANRW II 36, 2, 1987, S. 774-791.
- K. Alt, *Opferkult und Vegetarismus in der Auffassung griechischer Philosophen (4. Jahrh. v. Chr. bis 4. Jahrh. n. Chr.)*. *Hyperboreus* 14, 2, 2008, S. 87-116.

Übergewicht als Ursache für nächtliche Atemstillstände (Schlaf-Apnoe-Syndrom)*

VON WOLFGANG SIEGFRIED

Unterteilungen und Charakteristika

Das obstruktive Schlaf-Apnoe-Syndrom (OSAS) stellt eine wichtige Begleiterkrankung der Adipositas im Kindes- und vor allem im Erwachsenenalter dar. Es ist die häufigste schlafmedizinische Erkrankung. Entsprechend der internationalen Klassifikation von Erkrankungen des Schlafes (American Academy of Sleep Medicine, 2006) werden schlafbezogene Atemstörungen in das eben genannte *obstruktive Schlaf-Apnoe-Syndrom (OSAS)*, das *zentrale Schlaf-Apnoe-Syndrom (ZSAS)* und *schlafbezogene Hypoventilationen* unterteilt.

Dem obstruktiven Schlaf-Apnoe-Syndrom liegen vollständige oder partielle Einengungen der oberen Atemwege zugrunde mit folgenden Schweregraden (Ng et al., 2006).

1. *Primäres Schnarchen* (ohne Hypopnoen, Apnoen oder Hypoxämie)
2. *Upper Airway Resistance Syndrome* (zusätzlich gehäufte Weckreaktionen)
3. *Obstruktives Hypoventilations-Syndrom* (erhöhter endexpiratorischer CO₂-Wert)
4. *Obstruktives Schlaf-Apnoe-Syndrom (OSAS)* (Kombination von Hypopnoen, Apnoen, Hyperkapnien und typischen Tagessymptomen)

Ursachen und Symptome

Vor allem durch die wiederkehrenden Entsättigungen kommt es während des Schlafes zu Weckreaktionen und zu einer zunehmenden Zerstörung der Schlafarchitektur, was letztlich zu Tiefschlafverlust mit einer ganzen Reihe von Folgeerscheinungen führt. Die Patienten (Erwachsene häufiger als Kinder) leiden unter ausgeprägter Tagesmüdigkeit, Konzentrations- und Aufmerksamkeitsstörungen, lautem und unregelmäßigem Schnarchen sowie Atempausen, die normalerweise nur durch Partner, Eltern oder Geschwister bemerkt werden. Typischerweise führen die meist hypoxiebedingten Weckreaktionen (arousals) nicht zu einem vollständigen Erwachen, sondern – gerade durch das Tiefschlafdefizit – zu einem sofortigen Wiedereinschlafen nach Reoxygenation, so dass der Betroffene selbst oft lange keine Vorstellung von seinem nächtlichen Kampf um ausreichende Atemluft hat.

* Der Beitrag tangiert den vom Autor auf der 90. Tagung der Humboldt-Gesellschaft am 24. Oktober 2009 in Bad Nauheim gehaltenen Vortrag.

Morgendliche Kopfschmerzen, Mundtrockenheit, Tagesmüdigkeit und weniger erholsamer, aber längerer Schlaf sind die häufigen subjektiven Beschwerden des Schlafapnoikers. Weiterhin führen die Weckreaktionen auch zu einer Ausschüttung von Katecholaminen mit Anstieg von Herzfrequenz und arteriellem Blutdruck bis hin zum fixierten arteriellen Hypertonus (Armin et al., 2002, Armin et al., 2004, Marcus et al., 1998) sowie endothelialer Dysfunktion (Aljadeff et al., 1997, O'Brien et al., 2006). Dadurch erhöht sich im Erwachsenenalter das Risiko für Myokardinfarkt und Schlaganfall. Die Frage, ob OSAS und speziell Weckreaktionen aus dem Tiefschlaf alleine zur Ausschüttung von Entzündungsmediatoren und zu Insulinresistenz führen oder nur durch den BMI bzw. das Fettgewebe bedingt sind, ist derzeit noch ungeklärt (Waters et al., 2007, Körner et al., 2008).

Sowohl das auf dem Brustkorb lastende Fettgewebe als auch das zum Zwerchfellhochstand im Liegen beitragende viszerale Fettgewebe führen zu einer erhöhten Atemarbeit im Schlaf, zu einem kleineren Lungenvolumen und folglich zu einer Reduktion der Sauerstoffreserve (Taumann et al., 2006). Am eigenen Kollektiv extrem adipöser Jugendlicher konnte gezeigt werden, dass eine durchschnittliche Gewichtsreduktion von 45,3 auf 35,8 kg/m² bei 38 Patienten über 3 bis 9 Monate vor allem die nächtliche, pulsoximetrisch gemessene Sauerstoffsättigung signifikant steigern konnte (W. Siegfried et al., 1999). Dieser Effekt konnte unabhängig von Atemstillständen (Apnoen) nachgewiesen werden und wird durch das vermehrte abdominale Fettgewebe im Ausgangszustand (viszeral und subcutan), den dadurch bedingten Zwerchfellhochstand und das vergrößerte Atemzugvolumen bei Gewichtsreduktion erklärt. Die folgende Tabelle fasst die Symptomatik des OSAS zusammen.

| Symptomatik des obstruktiven Schlaf-Apnoe-Syndroms bei Kindern und Jugendlichen (Taumann et al., 2006): |
|--|
| Schnarchen |
| geräuschvolle, angestrengte Atmung, unruhiger Schlaf |
| paradoxe Atembewegungen (Bauch und Thorax im Gegenteil) |
| thorakale Einziehungen |
| Atemaussetzer (Apnoen) und Zyanose |
| Schwitzen |
| Aufwachschwierigkeiten und Einnässen |
| nasale Obstruktion und Mundatmung |
| Hyperaktivität am Tage und Launenhaftigkeit |
| Tagesmüdigkeit (häufiger beim Erwachsenen) und Lernschwierigkeiten |

Die Lebensqualität von Kindern und Jugendlichen mit Adipositas liegt im Bereich von Tumorerkrankungen, bei zusätzlichem Auftreten von OSAS sogar noch darunter (Schwimmer et al., 2003).

Häufigkeit nächtlicher Atemstillstände

In verschiedenen Untersuchungen wird das Risiko für Atemstillstände bei übergewichtigen Kindern und Jugendlichen mit 13 bis 36 % eingeschätzt, kann aber bei habituellem Schnarchen bis zu 59 % Prozent betragen (Chay et al., 2000). In der Gesamtbevölkerung liegt die Prävalenz bei 2-4 % (Young et al., 2002). Dabei sind Männer häufiger betroffen. Hier wird im Alter von 40 bis 60 Jahren eine Prävalenz bis 20 % nachgewiesen (Netzer et al., 2003). Die Gesamtprävalenz des OSAS wird bei allen Kindern und Jugendlichen auf 2 bis 13 % geschätzt. Dabei sind Jungen und Mädchen gleich häufig betroffen (Castronovo et al., 2003). Die Korrelation zwischen OSAS und Adipositas wird mit steigendem Alter größer, da bei präpubertären Kindern die adenotonsilläre Hyperplasie die Hauptursache für die Atemwegsobstruktion darstellt (Ievers-Landis et al., 2007, NG et al., 2006, Silvestri et al., 1993, Taumann 2004, Lam et al., 2006). In dieser Altersgruppe konnte von einigen Untersuchern keine Korrelation zum BMI, sondern nur zur adenotonsillären Schwellung gezeigt werden (Sardón, 2006).

Diagnostik

Unverzichtbar sind auch beim OSAS eine gründliche und gezielte Anamnese sowie die klinische Untersuchung (siehe nochmals die Tabelle), da hier bereits wesentliche Hinweise für die Diagnose Schlaf-Apnoe-Syndrom zu erhalten sind. Ganz im Vordergrund steht die Frage nach dem Schnarchen, nach unruhigem Schlaf mit angestrengter und geräuschvoller Atmung, aber auch nach Tagesmüdigkeit und Lernschwierigkeiten (Ng 2006). Dabei ist zu berücksichtigen, dass zwar vor allem übergewichtige Kinder und Jugendliche betroffen sind, jedoch ebenso ein Drittel der Schlafapnoiker normal- oder untergewichtig ist und z.B. durch adenotonsilläre Hyperplasie symptomatisch wird und deshalb dem Untersucher nicht entgehen darf. Dabei können auch kraniofaziale Dysmorphien, wie die Retrognathie (fliehendes Kinn), eine Rolle spielen.

Diagnostischer Standard der technischen Untersuchungen ist, genauso wie bei Erwachsenen, die nächtliche Polysomnographie (PSG) (American Academy of Sleep Medicine, 2006). Sie erfasst neben Herzfrequenz, Sauerstoffsättigung (pulsometrisch ermittelt), Luftfluss über Mund und Nase, Körperlage, Atemgeräuschen, Atemexkursionen (thorakal und abdominal) auch neurologische Parameter, wie das Elektroenzephalogramm (EEG), das Elektrookulogramm (EOG) und das

Elektromyogramm (EMG) am Kinn oder am Bein. Hiermit können Schlafstadien gemessen, Schlaf- und Wachzustand unterschieden und auch Weckreaktionen nachgewiesen werden. Nur mit dem PSG können die Stärke der Beeinträchtigung des Schlafes durch die respiratorische Störung und ihr Ausmaß in Bezug auf die Schlafzeit bestimmt werden. Der polysomnographischen Untersuchung im Schlaflabor ist in der Regel ein ambulantes Screening mit einem leichten, tragbaren Speichergerät, die sogenannte Polygraphie, vorgeschaltet, die keine neurologischen Parameter und somit keine Schlafstadien erfassen kann, aber bereits Enttächtigungen, typische Herzfrequenzmuster, Apnoen und Hypopnoen nachweist.

Abbildung 1 (am Ende des Beitrags) zeigt für einen 16-jährigen Patienten mit BMI 57 kg/m² und schwerem OSAS die Schnarchgeräusche, Apnoen, Enttächtigungen und hypoxiebedingten Pulsschwankungen.

Therapie

Im präpubertären Alter sind in erster Linie die adenotonsilläre Schwellung und – viel seltener – die kraniofaziale Dymorphie von ursächlicher Relevanz. Hier sind vor allem chirurgische Maßnahmen indiziert (Halbower et al., 2007). Im Gegensatz zu adipösen Erwachsenen profitieren Jugendliche im Hinblick auf obstruktive Apnoen und Hypopnoen besser von einer Gewichtsreduktion. Allerdings wird hier ebenfalls häufig die Indikation zu einer CPAP-Therapie (continuous positive airway pressure) mit Nasenmaske (n-CPAP) gestellt. Dabei verhindert der konstante und oft automatisch geregelte Atemwegsdruck im Sinne einer pneumatischen Schienung den inspiratorischen Kollaps der Atemwege. Im Einzelfall kann die Verordnung nasaler topischer Steroide hilfreich sein; die ultima ratio stellt in Extremfällen die Tracheotomie dar (Sargi et al., 2007). In jedem Fall sind bei längerfristiger n-CPAP-Therapie regelmäßige polysomnographische Kontrollen im Schlaflabor erforderlich, zumal bei deutlicher Gewichtsreduktion ein geringerer Atemwegsdruck eingestellt werden muss oder sogar die Beatmungstherapie entfallen kann (Sargi et al., 2007). Vor allem bei falscher Druck- oder Maskeneinstellung führen Nebenwirkungen der Beatmungstherapie, wie konjunktivale Reizung, Trockenheit oder Kältegefühl an der Nasenschleimhaut, zu verminderter Compliance. Abbildung 2 (ebenfalls am Ende des Beitrags) zeigt für denselben Patienten wie auf Abbildung 1, aber mit nCPAP-Masken-Beatmung (13,4 mbar), die Normalisierung aller Atmungsparameter.

Das Pickwick-Syndrom (Obesitas-Hypoventilations-Syndrom, OHS)

Viel häufiger bei Erwachsenen als bei Jugendlichen, aber immer in Verbindung mit extremer Adipositas (BMI oberhalb 40 kg/m² bei Erwachsenen bzw. ober-

halb des 99,5 Perzentils bei Kindern und Jugendlichen) wird das Obesitas-Hypoventilations-Syndrom (Pickwick-Syndrom, siehe erste Beschreibung von Little Fat Joe im Roman von Charles Dickens) diagnostiziert. Die Diagnose wird anders als bei OSAS oft erst nach jahrelangen Beschwerden gestellt, selbst wenn die Lebensqualität bei OHS stärker eingeschränkt ist. Hier steht nicht die nächtliche, obstruktive oder zentrale Apnoe im Vordergrund, sondern die restriktive Ventilationsstörung. Sie ist mit stark erhöhter Atemarbeit sowie resultierender Hyperkapnie (Erhöhung des arteriellen CO_2 -Partialdruckes über 45 mm Hg) und eventuell zusätzlicher Hypoxie (respiratorische Globalinsuffizienz) verbunden, wenn keine ausreichende Ventilation erreicht wird. Allerdings treten in 90 % der Fälle zusätzliche obstruktive Apnoen auf, so dass hier auch vom hyperkapnischen OSAS gesprochen wird (Mokhlesi, 2008). Weitere mögliche klinische Symptome bei OHS sind Somnolenz, Atemnot, prätibiale Ödeme und pulmonale Hypertonie bis hin zum Cor pulmonale. Pathophysiologisch wird unter anderem beim OHS eine Leptinresistenz diskutiert, da das atemantriebssteigernde Leptin bei OHS deutlich höher als bei OSAS gemessen wird und unter nCPAP-Therapie abfällt (Shimura, 2005). Die meist erfolgreiche nCPAP-Therapie bei OHS muss in ca. 50 % der Fälle durch nächtliche Sauerstofftherapie ergänzt werden und sollte daher nicht ohne Kontrolle der respiratorischen Parameter durchgeführt werden (Mokhlesi, 2008).

Zusammenfassung

Das obstruktive Schlaf-Apnoe-Syndrom (OSAS) ist nicht nur bei Erwachsenen, sondern auch bei Jugendlichen häufig durch höhergradige Adipositas ausgelöst. Bei Kindern stellen aber die adenotonsilläre Hyperplasie und seltener kraniofaziale Dismorphien die Hauptauslöser des OSAS dar. Anamnestisch ist vor allem nach Schnarchen und unruhigem Schlaf, aber auch nach Tagesmüdigkeit und Konzentrationsstörungen zu fragen.

In der Diagnostik hat sich nach ambulantem screening (Polygraphie) die nächtliche Polysomnographie (PSG) mit Analyse der Schlafstadien etabliert.

Eine erfolgreiche Behandlung des OSAS ist mit der nächtlichen n-CPAP-Therapie (nasal continuous positive airway pressure), aber auch durch Gewichtsreduktion möglich. Hierbei sind allerdings PSG-Kontrollen der Druckeinstellung erforderlich, vor allem bei stärkeren Schwankungen des Körpergewichtes.

Literatur

1. Aljadeff G, Gozal D, Schechtman VL et al. Heart rate variability in children with obstructive sleep apnea. *Sleep* 1997; 20(2): 151-157
2. American Academy of Sleep Medicine. International classification of sleep disorders, 2nd ed. Diagnostic and coding manual. Westchester, Illinois: American Academy of Sleep Medicine 2006
3. Amin RS, Kimball TR, Bean JA et al. Left ventricular hypertrophy and abnormal ventricular geometry in children and adolescents with obstructive sleep apnea. *Am J Respir Crit Care Med* 2002; 165 (10): 1395-1399
4. Amin RS, Carroll JL, Jeffries JL et al. Twentyfour-hour ambulatory blood pressure in children with sleep-disordered breathing. *Am J Respir Crit Care Med* 2004; 169 (8) 950-956
5. Castronovo V, Zucconi M, Nosetti L et al. Prevalence of habitual snoring and sleep-disordered breathing in preschool-aged children in an Italian community. *J Pediatr* 2003; 142 (4): 377-382
6. Chay OM, Goh A, Abisheganaden J, Tang J, Lim WH, Chan YH, Wee MK, Johan A, John AB, Cheng HK, Lin M, Chee T, Rajan U, Wang S, Machin D. Obstructive sleep apnea syndrome in obese Singapore children. *Pediatr Pulmonol* 2000; 29 (4):284-290
7. Chen, Y., S. L. Horne, et al. (1993). Body weight and weight gain related to pulmonary function decline in adults: a six year follow up study. *Thorax* 48(4): 375-80
8. Chinn et al. (2001): Can the increase in body mass index explain the rising trend in asthma in children? *Thorax*, 56,845-850
9. Halbower AC, Ishman SL, McGinley. Childhood obstructive sleep-disordered breathing; a clinical update and discussion of technological innovations and challenges. *Chest* 2007 Dec;132(6): 2030-2041
10. Ievers-Landis CE, Redline S. Pediatric sleep apnea: implications of the epidemic of childhood overweight. *Am J Respir Crit Care Med* 2007; 175 (5): 436-441
11. Kim S. et al. (2003): Sex-race differences in relationship between obesity and asthma. *Ann. Epidemiol* 13, 666-673

12. Körner A, Kratzsch J, Gausche R, Blüher S, Kapellen T, Pulzer F, Behrens M, Kiess W Metabolic syndrome in children and adolescents - risk for sleep-disordered breathing and obstructive sleep-apnoea syndrome? *Arch Physiol Biochem.* 2008 Oct;114(4):237-43.
13. Lam YY, Chan EY, Ng DK, Chan CH, Cheung JM, Leung SY, Chow PY, Kwok KL. The correlation among obesity, apnea-hypopnea index, and tonsil size in children. *Chest* 2006 Dec;130(6): 1751-1756
14. Marcus CL, Greene MG, Carroll JL. Blood pressure in children with obstructive sleep apnea. *Am J Respir Crit Care Med* 1998; 157 (4 Pt 1)1098-1103
15. Mokhlesi B, Kryger MH, Grunstein RR. Assessment and management of patients with obesity hypoventilation syndrome. *Proc Am Thorac Soc.* 2008 Feb 15;5(2): 218-225
16. Netzer NC, Hoegel JJ, Loube D et al. Sleep in Primary Care International Study Group. Prevalence of symptoms and risk of sleep apnea in primary care. *Chest* 2003; 124 (4): 1406-1414
17. Ng DK, Chow PY, Chan CH et al. An update on childhood snoring. *Acta Paediatr* 2006; 95(9): 1029-1035
18. Ng PC et al. (2002): Changes in Serum leptin concentration after corticoid treatment. *Acta Paediatr*, 91,684-690
19. O'Brien LM, Gozal D. Autonomic dysfunction in children with sleep-disordered breathing. *Sleep* 2005; 28(6): 747-752
20. Sardón O, Pérez-Yarza EG, Aldasoro A, Bordoy A, Mintegui J, Emparanza JI. Obstructive sleep apnea-hypopnea syndrome in children is not associated with obesity. *Arch Bronconeumol.* 2006 Nov;42(11): 583-587
21. Sargi Z, Younis RT. Pediatric obstructive sleep apnea: current management. *ORL J Otorhinolaryngol Relat Spec* 2007; 69 (6): 340-344
22. Shimura R, Tatsumi K, Nakamura A, Kasahara Y, Tanabe N, Takiguchi Y, Kuriyama T. Fat accumulation, leptin, and hypercapnia in obstructive sleep apnea-hypopnea syndrome *Chest.* 2005 Feb;127(2):543-9
23. Siegfried W, Siegfried A, Rabenbauer M, Hebebrand J. Snoring and Sleep Apnea in Obese Adolescents: Effect of Long-term Weight Loss-Rehabilitation. *Sleep Breath.* 1999;3(3):83-88

24. Sinn DD et al (2002): Obesity is a risk factor for dyspnea but not for airflow obstruction. *Arch Intern Med* 162, 1477-1481
25. Schwimmer JB, Burwinkle TM, Varni JW. Health-related quality of life of severely obese children and adolescents. *JAMA*. 2003 Apr 9; 289(14): 1813-1819
26. Tauman R, Gozal D. Obesity and obstructive sleep apnea in children. *Paediatr Respir Rev* 2006; 7(4): 247-259
27. Waters KA, Mast BT, Vella S, de la Eva R, O'Brien LM, Bailey S, Tam CS, Wong M, Baur LA. Structural equation modeling of sleep apnea, inflammation, and metabolic dysfunction in children. *J Sleep Res*. 2007 Dec;16(4): 388-395
28. Young T, Peppard PE, Gottlieb DJ. Epidemiology of obstructive sleep apnea: a population health perspective. *Am J Respir Crit Care Med* 2002; 165 (9): 1217-1239

Übergewicht als Ursache für nächtliche Atemstillstände (Schlaf-Apnoe-Syndrom)

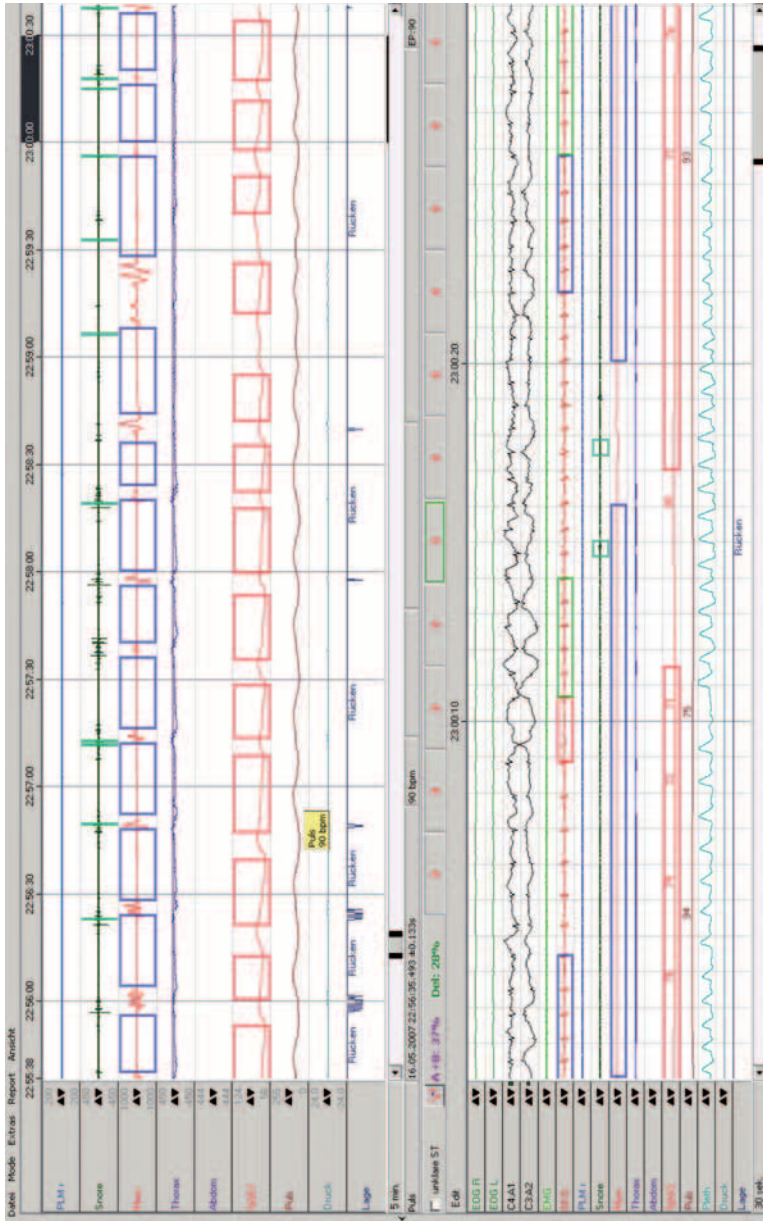


Abbildung 1: Schnarchgeräusche, Apnoen, Entsättigungen und hypoxiebedingte Pulsschwankungen bei einem 16-jährigen Patienten mit BMI 57 kg/m² und schwerem OSAS

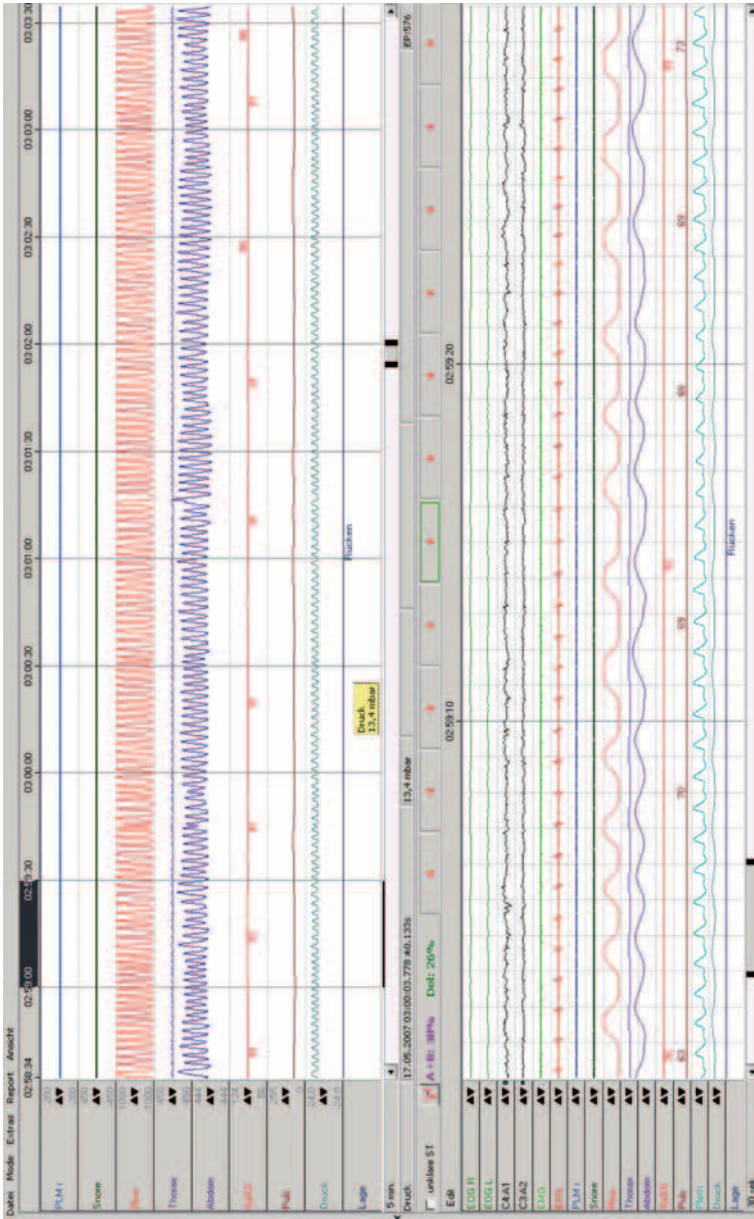


Abbildung 2: Die gleichen Messungen wie auf Abb. 1, aber nach nCPAP-Masken-Beatmung (13,4 mbar)

Ausbildungsstätte-Kirchenmusik für Frauen: Die venezianischen Frauenkonservatorien – Spurensuche und Vorbild¹

VON HELEN GEYER

Noch relativ unbekannt ist das Phänomen der vier venezianischen Frauenkonservatorien, deren Außenwirkung sich hauptsächlich in Kirchen abspielte und zwar maßgeblich während des 17. und 18. Jahrhunderts. So könnte man sehr provokant die Frage stellen: *Mulier non taceat in ecclesia*? Schließlich handelt es sich nicht zuletzt um ein toleriertes, um nicht zu sagen offiziell – selbst von kirchlich-katholischer und staatlicher Seite aus – gefördertes Phänomen streng genommen relativ systematischer, kirchenmusikalischer Ausbildung für Mädchen und Frauen, dessen Ergebnisse in zahlreichen applaudierten kirchenmusikalischen Darbietungen und Konzerten in der Öffentlichkeit zu hören waren.

So werden wir uns also mit einer einzigartigen musikgeschichtlichen Erscheinung beschäftigen, deren Bedeutung für die Musikgeschichte, und zwar im europäischen und – wenn man so will – in einem auch indirekt globalen Sinne, in der Regel noch unterschätzt wird². Vielleicht konnte sich dieses Phänomen so

¹ Festvortrag gehalten in Bad Nauheim am 25.10.2009 zur 90. Tagung der Humboldt-Gesellschaft

² Siehe generell hierzu ff. Standardwerke (in Auszügen): *Arte e musica all'Ospedaletto. Schede d'archivio sull'attività musicale degli ospedali dei Derelitti e dei Mendicanti di Venezia (secc. XVI-XVIII)*, hrsg. von Giuseppe Ellero, Jolando Scarpa, Maria Carla Paolucci, Venedig 1978; Denis Arnold: "Orphans and Ladies: The Venetian Conservatories", PRMA, LXXXIX, 1962-63, S. 31-47; ders.: "Music at the Ospedali", JAMS CXIII/2, 1988, S. 156-167; Madeleine V. Constable: "The venetian 'Figlie di Coro': their Environment and Achievement", ML LXIII, 1982, S. 181-212; Helen Geyer: *Aspetti dell'oratorio veneziano nel tardo Settecento*, (DSZV, Quaderno 33), Venezia 1985; Elsie und Denis Arnold: *The Oratorio in Venice*, RMA, 1986; Bernard Aikema, Dulcia Meijers (Hrsg.): *Nel regno dei poveri. Arte e storia dei grandi ospedali veneziani in età moderna 1474-1797*. Venezia (IRE) 1989; Jane Baldauf-Berdes: *Women Musicians of Venice. Musical Foundations, 1525-1855*, Oxford 1993; Helen Geyer, Wolfgang Osthoff (Hrsg.): *La Musica negli Ospedali/Conservatori veneziani tra Seicento e Ottocento/Musik an den venezianischen Ospedali/Konservatorien vom 17. bis zum frühen 19. Jahrhundert*, Rom 2004; Helen Geyer: "Cantavano come usignoli: le 'putte' e la loro influenza sulla musica dei Quattro Ospedali/Conservatori veneziani", in: *Donna a Venezia*, (= Veneziana 1), hrsg. von Susanne Winter, Rom 2004, S. 157-203; dies.: "Die venezianischen Konservatorien im 18. Jahrhundert: Beobachtungen zur Auflösung eines Systems", in: *Musical Education in Europe (1770-1914)*, hrsg. von Michael Fend und Michel Noiray (= *Musical Life in Europe 1600-1900. Circulation, Institutions, Representations*), Berlin 2005, S. 31-48; Pier Giuseppe Gillio: *L'attività musicale negli Ospedali di Venezia nel Settecento*, (= Studi di Musica Veneta, Quaderni Vivaldiani 12) Florenz 2006; diese Studie basiert auf Archivmaterial; hier eine gute Bibliographie.

nur in der Republik Venedig entwickeln, berühmt für Toleranz und Distanz zum Kirchenstaat.

Berühmte Reisende priesen die musikalischen Erlebnisse, die ihnen die Konzerte und die liturgischen Feiern der vier großen Ospedali – so wurden die Frauenkonservatorien ebenfalls genannt – boten, gewürzt mit oft erotischen und stimulierenden Phantasien, wie wir beispielsweise bei Rousseau lesen können:

„Une musique à mon gré bien supérieure à celle des opéras, et qui n’a pas sa semblable en Italie ni dans le reste du monde, est celle des *scuole*. Les *scuole* sont des maisons de charité établies pour donner l’éducation à de jeunes filles sans bien, et que la République dote ensuite, soit pour le mariage, soit pour le cloître. Parmi les talents qu’on cultive dans ces jeunes filles, la musique est au premier rang. Tous le dimanches, à l’église de chacune de ces quatre scuole, on a durant les vêpres des motets à grand chœur et en grand orchestre, composés et dirigés par les plus grands maîtres de l’Italie, exécutés dans des tribunes grillées uniquement par des filles dont la plus vieille n’a pas vingt ans. Je n’ai l’idée de rien d’aussi voluptueux, d’aussi touchant que cette musique: les richesses de l’art, le goût exquis des chants, la beauté des voix, la justesse de l’exécution, tout dans ces délicieux concerts concourt à produire une impression qui n’est assurément pas du bon costume, mais dont je doute qu’aucun cœur d’homme soit à l’abri.[...] L’église était toujours pleine d’amateurs: les acteurs même de l’Opéra venaient se former au vrai goût du chant sur ces excellents modèles.“³

Zweifelsohne sind Rousseau und sein Begleiter vielfältig angetan, nicht zuletzt von der Qualität, dem guten Geschmack der Aufführungen, der Virtuosität und einer engelhaften Stimmlichkeit, die wohl mit einer ebensolchen Körperlichkeit idealiter verbunden sein müsse. Doch ist ein Blick ja untersagt, denn die Ausführenden singen und musizieren hinter mit Samttüchern verhängten Gittern, auf Balkonen in halber Kirchenhöhe (s. Abbildung 1). Aber noch viel mehr erfahren wir aus Rousseaus Besuchserinnerung im Jahre 1743: Es handle sich um „maisons de charités“, wie er schreibt, also um karitative Einrichtungen, und an ihnen wirkten die besten Meister Italiens – übrigens nicht nur Italiens. Man möge nur an Johann Adolf Hasse denken, der von einer solchen Institution abberufen wurde, um in Dresden zu wirken. Und es handle sich um Mädchen, „jeunes filles“ („fanciulle“ oder „putte“) – übrigens alles dehnbare Altersbegriffe – ohne Hab und Gut.

Wesentlich nüchterner geht Charles Burney im August 1770 mit seiner Wahrnehmung um, wenn er feststellt, daß diese „Stadt wegen ihrer Conservatorios oder Musikschulen berühmt [sei], deren sie viere hat, das Ospedale della Pietà,

³ Jean-Jacques Rousseau: *Les Confessions*, 1769, Zitat nach: Éditions Gallimard et Librairie Générale Française, 1965, I, S. 481ff, VII. Buch (1741-1747).



Abbildung 1: Ospedaletto, Chorbalkon der Kirche mit Orgel von Pietro Nacchini, 1751

der Mendicanti, der Incurabili und das Ospedaletto a Giovanni e Paolo, in welchen all jeden Sonnabend und Sonntag abend sowohl wie an den großen Festen Musik aufgeführt wird.“⁴

Zu den Institutionen im Allgemeinen:

Alle vier venezianischen Frauenkonservatorien wurden zu unterschiedlichen Zeiten gegründet, zwei von ihnen im ausgehenden Mittelalter bzw. der Frührenaissance.

Schon im 12. Jahrhundert wurde der Grundstein für das Ospedale der *Mendicanti* gelegt (*San Lazzaro dei Mendicanti*), welches, wie der Name besagt, in erster Linie – und wie alle anderen drei Institutionen auch – als tatsächliches Krankenhaus bzw. als Armenfürsorgeinstitution für Reisende und Handelsleute fungierte. Sie brachten häufig die bedrohliche und ansteckende Krankheit der Lepra in die Lagune. Die Mendicanti zählten zu den führenden Krankenhäusern bezüglich der Behandlung von Lepraerkrankungen. Wegen der hohen Ansteckungsgefahr wurde das Krankenhaus jedoch schon relativ bald vom Hauptkern der Stadt auf die Insel San Lazzaro (heute degli Armeni) verlagert und kam erst im 16. Jahrhundert wieder in die Stadt zurück an den heute noch gültigen Ort unweit der Fondamenta Nuova und hinter dem heutigen Ospedale Civile gelegen (s. Abbildung 2).

Zugleich wurden in allen großen Ospedali – nicht zuletzt, um dem dringlichen Problem der Straßenprostitution einen Riegel vorzuschieben – gut beleumundete weibliche (Halb-)Waisen und eine gewisse Anzahl von Knaben aufgenommen. Mit der Pubertät mußten die Knaben dann die Institution meist verlassen und in andere „männliche“ Institutionen wechseln; nur wenige erwachsene, männliche Mitglieder hielten sich in den Ospedali auf, um die schweren Arbeiten zu verrichten. Alle Kinder wurden vornehmlich und zunächst in der Krankenpflege eingesetzt. Seit dem frühen 17. Jahrhundert spätestens berichten die Quellen von einem attraktiven Musikleben an allen vier Institutionen – mit dem einzigartigen Vorzug, dass man Mädchen/Frauen singend und musizierend in der Kirche hören konnte.

Das zweitälteste Institut ist das heute berühmteste: Das Ospedale an der Kirche *Santa Maria della Visitazione*, 1336 gegründet, die sog. *Pietà*, verbunden unter anderem mit dem Namen Antonio Vivaldi (s. Abbildung 3). Es zog eben-

⁴ Charles Burney: *Tagebuch einer musikalischen Reise durch Frankreich und Italien (The Present State of Music in France and Italy, Or, The Journal of a Tour through Those Countries, undertaken to collect Materials for a General History of Music, 1771 und 1773)*, hrsg. von Eberhardt Klemm, übersetzt von C. D. Eberling (Hamburg 1772), Leipzig, Reclam, Universalbibliothek, o.J., S. 86f., 4. August 1770.



Abbildung 2: *Ospedale dei Mendicanti*: Kupferstich von Luca Carlevarijs

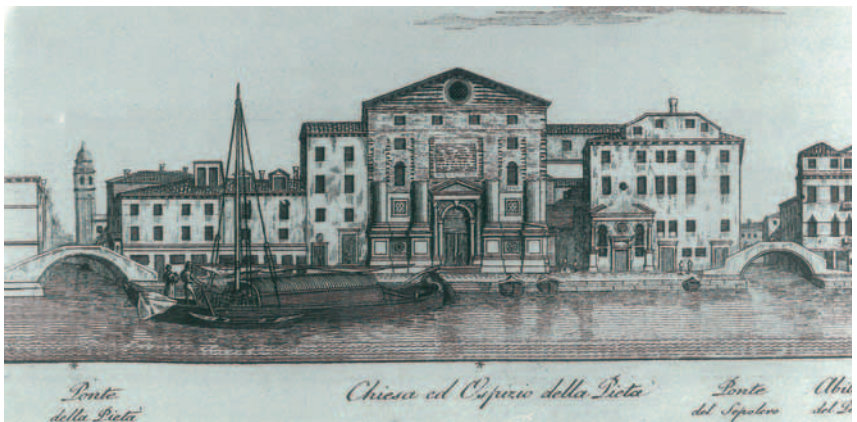


Abbildung 3: Kirche des Ospedale der Pietà: Antonio Quadri: Ansicht der alten (rechts) und der neuen Pietà-Kirche

falls um, bis es sich schließlich am heutigen Ort ansiedelte (1515). Seine Baulichkeiten sind teilweise heute noch erhalten. Allerdings baute man die Kirche nach Vivaldis Periode neu – die alte kleine Kirche wurde als nicht mehr ausreichend empfunden, und in ihr befindet sich heute teilweise das auf der anderen Seite der *Calle della Pietà* liegende Hotel (s. Abbildung 4). Karitatives Ziel der *Pietà* war die Aufnahme und Ausbildung von Waisenkindern vor allem im Babyalter. Es haben sich Aufnahmebücher mit minutiösen Angaben erhalten, mit detaillierten Beschreibungen der kleinen Wesen und medizinischen wie auch gesundheitlichen Angaben. Viele verstarben während der ersten Monate und Jahre. Während der ersten Lebensjahre wurden die Findelkinder meist zu Ammen auf der *Terraferma* gegeben.



Abbildung 4: Die heutige Situation der Kirche des Ospedale der Pietà

Der heute stehende Kirchenbau aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, 1763 eingeweiht, vollzieht wie selten ein kirchliches Bauwerk eine einmalige Symbiose von musikalischem Erfordernis und architektonischer Anlage: Außergewöhnlich ist die Strukturierung des Innenraumes durch mehrere Balkone: Zwei Chorbalkone liegen gegenüber; die vier Zwickelbalkone und zwei übereinanderliegende Balkone auf der Eingangsseite boten für vielfältige Nutzungsmöglichkeiten Platz und konnten in Ausnahmefällen der musikalischen Darbietung dienen, z. B. in mehr als zweichörigen Kompositionen. Es ist ein Fall einer fünfchörigen musikalischen Anlage für eine Oratorienkomposition bekannt. Es handelt sich um Buonaventura Furlanettos (1739-817) *Naboth*-Oratorium aus dem Jahre 1778, welches insgesamt fünf getrennte Klangkörper erfordert: Zwei sehr



Abbildung 5: Kirches des Ospedale der Pietà: Innenraum mit zwei Chor- und zwei Zwickelbalkonen, Blick zum Altar

groß besetzte Chöre mit Ensembles, einen solistischen Chor mit Ensemble und zwei kleine Ensembles⁵ (s. Abbildungen 5, 6 und 7).

Die beiden anderen Ospedali wurden in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts gegründet: Das unweit der Kirche SS. Giovanni e Paolo, dem Dominikanerkonvent, gelegene Ospedale *Santa Maria dei Derelitti*, kurz *Ospedaletto* oder *Derelitti* genannt, welches generell der Armen- und Kranken- sowie Altersfürsorge

⁵ S. Helen Geyer, *Das venezianische Oratorium (1750-1820): Einzigartiges Phänomen und musikdramatisches Experiment*, (= *Analecta Musicologica* 35), 2 Bde, Laaber 2005, I, S. 375 ff. und S. 317 ff.

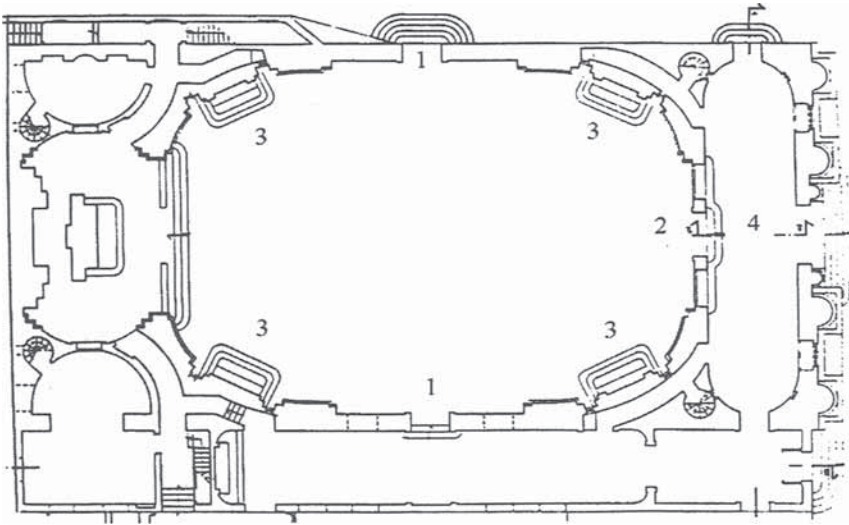


Abbildung 6: Kirche der Pietà: Grundriss



Abbildung 7: Kirche der Pietà: Rückbalkone, Blick zum Eingang

der Stadt diente; aber auch der Prävention vor Krankheiten für die Stadtbevölkerung, wo man systematisch gesundheitsfördernde Kuren absolvieren konnte⁶. Es dient noch heute als Altenpflegeheim, speziell für Arme, allerdings ohne Waisen-Pflegekräfte (s. Abbildung 8 und 9).



Abbildung 8: Ausschnitt aus der Fassade der Kirche des Ospedaletto von Baldassare Longhena

⁶ Beispielsweise läßt sich im Ms Grad. Not. 67 (I-Vmc) studieren, daß dort regelmäßig die alljährlichen Entwurmungskuren für die Stadtbevölkerung durchgeführt wurden.

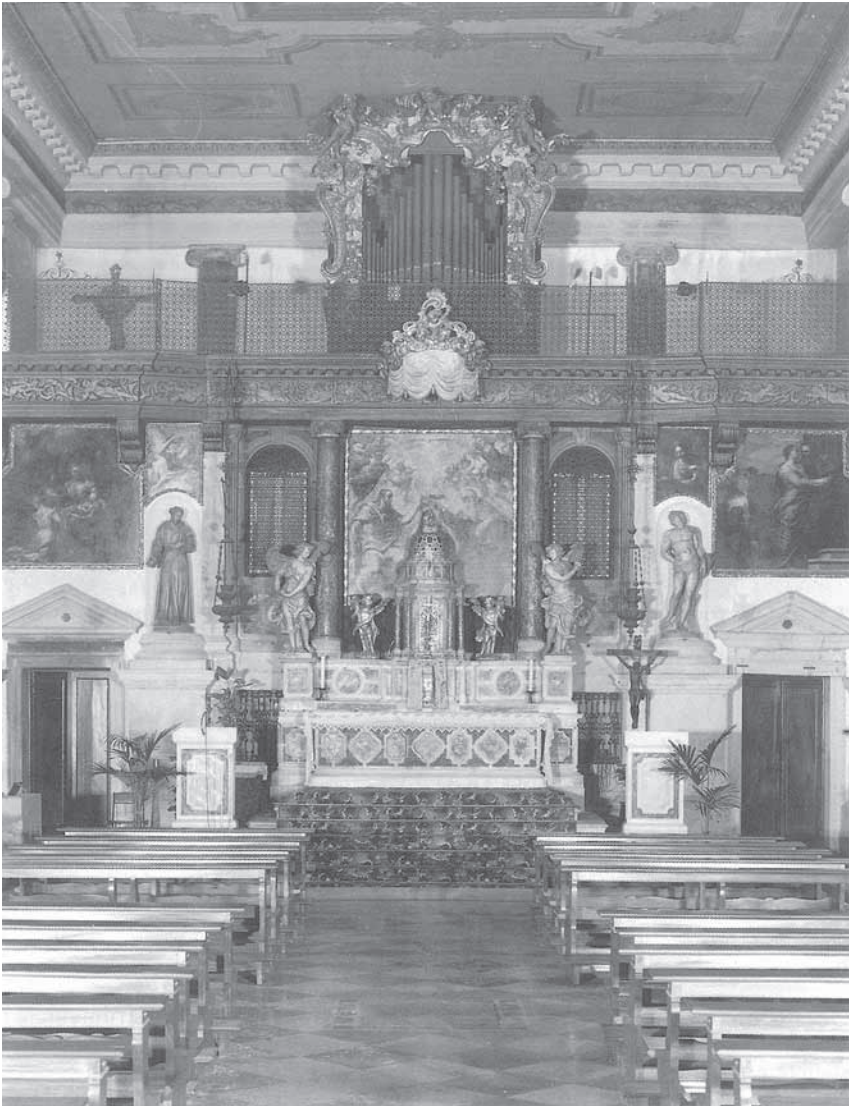


Abbildung 9: Kirche des Ospedaletto: Blick auf den Chorbalkon mit Orgel

Das *Ospedale di Santissimo Salvatore*, kurz *Incurabili* genannt, an den Zattere gelegen und in erster Linie durch den Namen „an den Fondamenta“ gekennzeichnet (heute beherbergen seine Räumlichkeiten Teile der Universität, die Kirche wurde im 19. Jahrhundert wegen endgültiger Baufälligkeit abgetragen), war ursprünglich als Krankenhaus für Syphilliserkrankungen gegründet. Später öffnete es sich auch anderen Krankheiten (s. Abbildung 10).

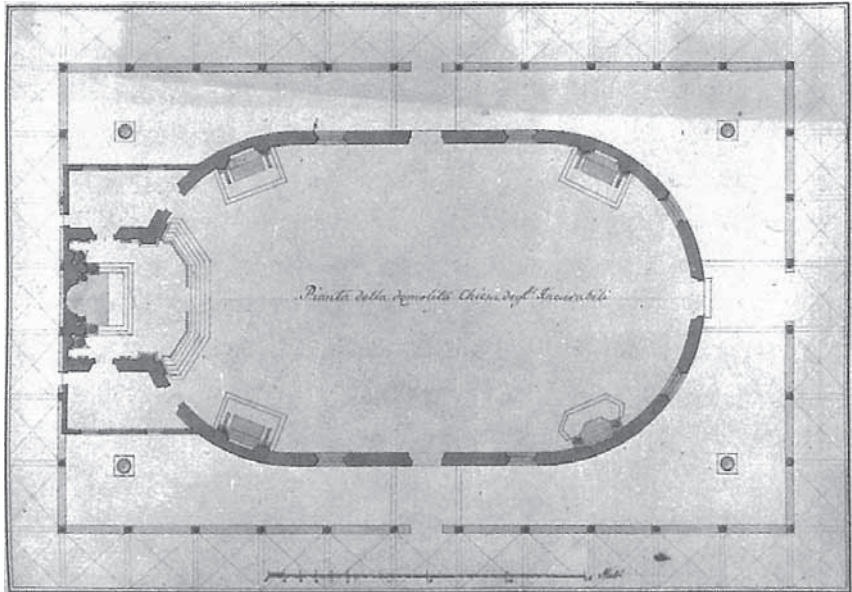


Abbildung 10: Kirche der Incurabili: Francesco Wcovich Lazzari: Grundriss der Kirche

Grundsätzlich und ursprünglich verfolgten alle vier großen Ospedali rein karitative Aufgaben und Ziele: Sie sollten der Fürsorge, Pflege, Versorgung Kranker und Alter wie der Waisenaufnahme dienen, dem Elend abhelfen, speziell dem Elend auf den Straßen Venedigs. Zur Ausbildung und zugleich als Pflegepersonal nahm man – und dies ist eine Besonderheit – in erster Linie Mädchen auf, Halbweisen oder Vollweisen, mit gutem Leumund und Zeugnis. Sie erhielten eine Ausbildung in der Hauswirtschaft, aber auch in der Kräuterkunde, in der Wäscheherstellung und eine Basiskenntnis in Lesen, Rechnen, Schreiben. Die Pietà scheint eine solche Basis-Ausbildung zunächst eher sporadisch angeboten zu haben, zumindest was die Fähigkeiten des Lesens, Schreibens wie des Rech-

nens anbetrifft.⁷ Die Mädchen wurden in Handarbeiten und in der Küche unterwiesen; im Katechismus erhielten sie regelmäßigen Unterricht. Die in begrenzter Anzahl an den Ospedali lebenden Knaben und Männer hatten die schweren Arbeiten zu verrichten und lebten streng separiert. Beispielsweise befanden sich an den *Mendicanti* 1776 40 Knaben und 125 Waisenmädchen, um die karitativen Aufgaben zu erledigen; das *Ospedaletto* benötigte ca. 125 Waisenkinder für alle anfallenden Aufgaben; an der *Pietà*, die einen gewissen Sonderfall des *Orfanotrofio* (Waisenverwahranstalt) darstellte, waren es meist weit mehr als 500. Zu dieser Belegschaft kamen allerdings die oft langjährigen „Gäste“ hinzu, die „Figlie in educazione“, „Sopranumerarie“ oder sogenannte „Adulte“ (siehe unten), deren Anwesenheit eng mit dem musikalischen Leben verknüpft ist.

Diese vier Frauenkonservatorien Venedigs galten nicht nur als sozial vorbildlich, sondern als Mekka für Musikliebhaber, Bildungsreisende und für hohe Staatsvertreter in geheimer oder öffentlicher Mission spätestens seit Beginn des 18. Jahrhunderts. Sie waren das Aushängeschild der Repubblica. Sie standen unter dem besonderen Schutz des Dogen und der Governatori respektive bestimmter Patrizier-Familien, die an ihrer Gründung beteiligt bzw. in den Verwaltungsgremien vertreten waren oder auch durch testamentarische Schenkungen besondere Protektionsrollen übernahmen⁸.

Bis heute sind diese vier Frauenkonservatorien ein keineswegs vollständig erschlossenes Kapitel der Musikgeschichte, obgleich an ihnen nicht nur großformatige Motetten- und Psalmkonzerte während der Vespere, sondern auch nachgerade Oratorienfestivals modernen Zuschnitts mit Repertoiregründungen stattfanden und damit eine Gattung nachhaltig gepflegt wurde, die sich zugleich zur Experimentierstube für die Opernbühne gerierte.⁹ Nicht zuletzt eine heute noch viel applaudierte Gattung erhielt hier ihre exorbitante Verwendung während der zahlreichen liturgischen Ereignisse, zu Momenten der Stille und Kontemplation: Die Gattung des Solokonzertes – Vivaldi produzierte weit über fünfhundert Konzerte, meist für die Damen an der *Pietà*.

Die finanzielle Basis dieser vier Konservatorien beruhte übrigens nur zu einem Teil auf Zuwendungen durch den Staat; zum anderen wurde sie hauptsächlich von den Liegenschaften getragen, auf denen die jeweilige Gründung basierte und die zum großen Teil auf den Inseln oder vor allem der Terraferma lagen: Sie erwirtschafteten die notwendigen Güter, die weitgehend den großen Ospedale-Betrieb absichern sollten. Hinzu kamen Schenkungen, testamentarische Vermächtnisse und ein ausgeklügeltes, sehr modernes Einlagenbankensystem,

⁷ s. hierzu Gillio, op. cit. S. 62 ff.

⁸ S. vor allem hierzu Berthold Over: *Per la Gloria di Dio. Solistische Kirchenmusik an den venezianischen Ospedali*, Bonn (= Orpheus-Schriftenreihe), 1997.

⁹ S. hierzu Helen Geyer: *Das venezianische Oratorium (1750-1820)*..., op. cit. I, S. 411 ff.

welches ebenfalls der Absicherung diene, aber auch den bekannten Fährnissen ausgesetzt war. Hasse beispielsweise verlor sehr viel Geld auf der Bank der *Incurabili* in den 1770er Jahren.

Abgesehen von allen karitativen Aufgaben, die stets als primär erachtet wurden, vollzog sich an diesen vier Frauenkonservatorien zugleich eine systematisch angelegte und abgestufte Ausbildung zur Musikerin. Dies betraf nur eine begrenzte Anzahl von aufgenommenen Mädchen/Waisen, die dafür geeignet waren, so daß wir es mit dem Phänomen einer höchst individuellen, obgleich systematischen Ausbildung zu tun haben. Es entwickelte sich also eine Art musikalischer Überbau, ausgehend von der Überlegung, daß eine Krankenheilung nachhaltig befördert wurde durch die Schönheit der Musik, eingebettet in die Tröstungen der liturgischen Ereignisse, die man akustisch mitverfolgen konnte. Das Ausbildungssystem selbst ist sicher im Detail wenig vergleichbar mit den Ausbildungssystemen, die die musikalisch Begabten an den vier Konservatorien für Knaben und junge Männer in Neapel durchliefen: Hier wurden Sängervirtuosen, weniger Instrumentalvirtuosen und vor allem auch Komponisten in einer beachtlichen Vielzahl „produziert“ – und diese trugen die dortige stilistische und virtuose Schulung auf den Schwingen vor allem der Oper und des Gesanges durch Europa.

Venezianische Frauenkonservatorien: Ausbildungsstätten für Kirchenmusik?

Handelt es sich bei dem venezianischen weiblichen Ausbildungssystem vielleicht gar um eine dezidiert kirchenmusikalische Ausbildung für Frauen? Denn sie musizierten in erster Linie im Rahmen der Kirchenmusik. Dies wäre eine zu den damaligen Zeiten nachgerade ungeheuerliche Vorstellung – und wo läge der Wirkungskreis, abgesehen von den eigenen Kirchen? Und sind die Violinkonzerte Vivaldis oder Symphonie-Kompositionen oder Kammermusik u. ä. gar als Kirchenmusik zu erachten?

Solche Überlegungen eröffnen spannende Diskussionsfelder, ganz abgesehen davon, daß – nach Aussage Rousseaus und anderer Reisender – auch Opernvirtuosen in die Konzerte pilgerten, um sich mit den neuesten Raffinessen des Gesanges vertraut zu machen – die Damen waren für ihre hohe Qualität der Virtuosität und ihre teilweise sehr neuartige Deklamation berühmt, die offensichtlich alle Erfordernisse einer hochmodernen, virtuosen, ausdrucksstarken, sentimental, die Rührung provozierenden Stilistik erfüllte – und gerade darauf legte man von Staats wegen höchsten Wert. Die staatlichen Vorschriften ließen keinen Zweifel an einer geforderten Modernität und Exemplarität hinsichtlich der Kompositionen und der Qualität der Aufführungen – ein minimales Herabsin-

ken der Qualität hatte die unmittelbare Kündigung der von außen verpflichteten Maestri zur Folge.

Corozusammensetzung:

Die Ospedali der *Mendicanti*, der *Incurabili* und des *Ospedaletto* mußten jeweils mit ca. 40, manchmal waren es bis zu 60 „Figlie“ auskommen, wogegen die *Pietà* das am stärksten besetzte Ensemble mit ca. 70 (stabilen) Mitgliedern für den Coro besaß. Der Coro setzte sich aus den Instrumentalistinnen *und* den Sängerinnen zusammen. Zu hohen Anlässen musizierten übrigens die Cori zusammen (s. Abbildung 11), und in den Sommermonaten, während der *Villeggiatura*, entlieh man sich die Damen, um die Villen im Veneto mit Klang und Musik zu erfüllen – jetzt sangen die Damen durchaus auch Opernszenen und weltlich-amouröse Texte.



Abbildung 11: Konzert mit den Damen auf den Emporen (Bildmitte) der Ospedali; möglicherweise vor 1740 (Gemälde (N.N.) in der Villa Pisani, Stra)

Um die Chöre aufzufüllen und den Bedürfnissen nach Klangerweiterungen zu entsprechen, kreierte man flankierend ein vielfältiges System an Ausbildungsmöglichkeiten und Angeboten: Man nahm noch weitere Musikerinnen („Adulte“, ca. 14-18-jährig) auf, welche in keinster Weise der Bedingung des (Halb-) Waisen-Status’ unterlagen. Meist waren es hochbegabte junge Sängerinnen, die ihre Ausbildung zu vervollkommen trachteten – lediglich die *Pietà* hatte beschlossen, keine „Adulte“ aufzunehmen. Diese jungen Damen brachten fundierte musikalische Vorkenntnisse mit bzw. schon eine gute Ausbildung als Sängerin. Die „Adulte“ bzw. die „Fanciulle esterne“ oder auch „sopranumerarie“ galten als wichtiger Garant für die Qualität und Intensität des kirchenmusikalischen Lebens.

Alle vier Ospedali nahmen außerdem „Figlie in educazione“ auf, also Pensionsgäste – Töchter aus Musiker- oder Adels-Familien – aus dem europäischen Ausland, wie Salzburg, Dresden, München, Passau-Gurk, England etc., die für ihre Ausbildung einen manchmal erheblichen finanziellen Beitrag zu leisten hatten (140-400 Dukaten jährlich), und die ebenfalls für eine nur begrenzte Zeit zur Vervollkommnung ihrer musikalischen, instrumentalen und stimmlichen Fähigkeiten an den Institutionen zu finden waren.¹⁰ Dies war eine wichtige Einnahmequelle, und auf diese Weise verbreitete sich auch die Kenntnis der Ausbildungsmethoden und des Systems bis weit in das Ausland. Aus Platzgründen – denn es mußten eigene Räumlichkeiten für diese Mädchen bereit gestellt werden – durfte beispielsweise die *Pietà* nicht mehr als 14 solcher „Figlie“ auf einmal beherbergen. Übrigens besaßen alle *Figlie di coro* eigene Räumlichkeiten, separiert von den *fie a comun*.

Zur Struktur des Ausbildungssystems:

Eine reguläre Zulassung in den Coro erfolgte in Abstimmung mit den *Governatori* bzw. *Deputati* und zwar jeweils auf Antrag des Maestro di Coro bzw. der Maestra, die beide an der Spitze der musikalischen Apparatur standen und die Verantwortung, künstlerisch wie auch administrativ, zu tragen hatten; die letzte Verantwortlichkeit lag bei der Maestra di Coro.

Nach erfolgreicher Aufnahmeprüfung, Voraussetzungen waren ein gutes Gehör und eine gute Stimmdisposition, fanden die regulären Coro-Mädchen im Alter von 6-10 Jahren Aufnahme. Sie waren in der Regel Waisen oder Halbwaisen, mit gutem Leumund der Eltern, empfohlen vom Priester des Kirchensprengels,

¹⁰ S. zu dieser Problematik: Gillio, op. cit. bes. S. 127 ff und: ders.: „...Alquanto adulte, ma capacissime al canto« Le Figlie di coro non provenienti dal ruolo orfane negli ospedali dei Derelitti, degli Incurabili, e dei Mendicanti (1730va-1778)“, in: *La Musica agli Ospedali...*, op. cit., S. 404-423.

mit Nachweis der Legitimität, der Taufe und der venetischen Herkunft, wenn man vom Sondersystem der *Pietà* absieht. Die Bedingungen für die Aufnahme in einen Coro waren stets streng reglementiert und richteten sich nach dem jeweiligen Nachwuchs-Bedarf, der übrigens immer in den Akten dokumentiert ist: Es handelt sich also stets um Einzelaufnahmen.

Die Ausbildung staffelte sich in verschiedene Stufen: Man begann als *Inci-pante* und wohnte von diesem Zeitpunkt an in den Räumen meist einer Maestra (Meisterin). Jede Maestra hatte mehrere Mädchen aufzuziehen, in mehreren Instrumenten (immer auf einem Tasteninstrument neben Streich- und Blasinstrumenten), im Gesang wie im Basiswissen der *Scientia Musica*, d.h. des musikalischen Satzes, zu unterrichten, und dies bedeutete, dass die erste Ausbildungsstufe ausschließlich individuell erfolgte.

Die nächste Stufe erreichte man im Alter von ca. 14-16 Jahren: Die Mädchen nannte man jetzt *Profitenti* – sie treten öffentlich oder auch schon solistisch auf. Diese Ausbildungsstufe dauerte ca. fünf Jahre, umfaßte die Kunst eines improvisierten Canto Fermo-Singens genauso wie die Hochspezialisierung auf den Instrumenten und im Gesang. Nur die *Pietà* verlangte seit 1765 eine gezielte Spezialisierung: Entweder auf einem Instrument (eine Instrumentengruppe) oder im Gesang. Alle anderen Konservatorien setzten die Figlie des Coro sowohl als Sängerinnen als auch als Instrumentalistinnen ein. Um die Weichen für die solistischen Funktionen zu stellen, erfuhr man intensiven Unterricht durch von außen verpflichtete Maestri. Diese waren oft an der Capella di San Marco tätig oder an den Theatern, und sie unterrichteten manchmal an mehreren Konservatorien. Alle Streichinstrumente wurden gelehrt, aber auch alle Blasinstrumente – es war nicht verpönt, Hörner, Fagotte, Posaunen, Serpente, Trompeten zu spielen, denn man musizierte verborgen vor den Augen der Öffentlichkeit auf den Chorbalkonen, deren Balustraden ja mit Samttüchern verhängt waren, um die Mädchen vor den neugierigen Blicken der Zuhörenden zu schützen. Auf diese Weise konnte man übrigens auch ein unpassendes Verzerren der Mimik verbergen. Der Instrumentenbedarf war enorm; die einzelnen Maestre und Figlie hatten ihre Instrumente in ihren Räumen.

Erst wenn diese Ausbildungsstufe beendet war, rückte man als *Figlia di coro* in der Hierarchie auf: Man trat offiziell in den Coro ein. Dies bedeutete, dass nun eine Verpflichtungsklausel in Kraft trat, die übrigens auch für die „Adulte“ galt. Diese besagte, dass jedes Mitglied des Coro sich diesem zehn Jahre lang zur Verfügung zu stellen hatte¹¹ (gewissermaßen als Dank für die Ausbildung) und erst danach frei war, den Coro zu verlassen, um sich zu verheiraten oder um

¹¹ Möglicherweise wurde ein Teil der Jahre als *Profitenti* schon eingerechnet.

in die Familie zurückzukehren oder auch um in ein Kloster einzutreten.¹² In der Zwischenzeit hatten sich für jede Corodame eine ansehnliche Mitgift und ein eigenes Vermögen angespart, denn die Soloauftritte – die Konzerte waren wichtige Geldquellen für den Coro – wurden mit Sonderzahlungen ausgezeichnet. Der Austritt aus dem Coro, der nur nach einem Antrag und oft mit großer Verzögerung gewährt wurde, zog eine Verzichtserklärung auf musikalische Aktivitäten nach sich – nicht immer hielt man sich daran. In diesem Fall mußte die Mitgift zurückgezahlt werden.

Als Figlia eröffnete sich die weitere Karriere: Nicht nur zur weltbekannten Solistin, sondern auch zur Maestra über die Stufe der Figlia privilegiata. Die Maestre sangen meist solistisch die großen Vokalpartien. Maestra wurde man erst, wenn man lange Jahre als Figlia di coro oder privilegiata erfolgreich tätig war, meist im Alter von Mitte 40 bis 50 Jahren, d.h. Maestra wurden nur diejenigen, welche schon eine langjährige Erfahrung aufzuweisen hatten, sich aber auch durch eine vorbildliche und verantwortungsbewußte Lebensführung auszeichneten. Immerhin waren sie direkt und mit persönlicher Fürsorge für einzelne junge Mädchen betraut – daraus ergab sich oft ein sehr persönliches Verhältnis, welches in den Akten unter der Bezeichnung „Zia“ (Tante) für manche Maestra greifbar wird.

Maestra blieb man bis in das hohe Alter. Allerdings wurden die großen, verantwortlichen Aufgaben (di coro/d'istrumenti) manchmal im Turnus verteilt. Die Maestre waren in vielen Fällen bis in die späten 70er oder 80er Jahre ihres Lebens hinein tätig, dann allerdings weniger als Solistinnen als vor allem mit Verwaltungsaufgaben bzw. mit Aufsichtspflichten den Figlie gegenüber betraut. So unterscheiden die Akten nach im Coro aktiven Maestre und jenen, die im Coro nicht mehr wirken konnten.

Die generelle Verantwortlichkeit lag in den Händen der Maestra di Coro. Sie war verantwortlich für die Finanzen, die innere Disziplin, die Organisation – und zwar sowohl inhaltlich wie auch administrativ und pädagogisch. Sie leitete den Coro mit seinen Auszubildenden und trug zugleich die ökonomische Verantwortung der Congregazione gegenüber. Sie war streng genommen auch dem Maestro di Coro überstellt, wirkte ihm gegenüber als Aufsichtsgremium wie gegenüber den verpflichteten Musikern; und trotzdem galt die Maestro di Coro-Stelle – wohl wegen der einzigartigen Ensembleverhältnisse, Qualitäten und der Freiheiten – als eine der gesuchtesten und begehrtesten Stellen der damaligen musikalischen Welt. In der Regel standen der Maestra di Coro zumindest eine

¹² Die *Figlie di Coro* der venezianischen Konservatorien wurden übrigens sehr gerne von den Frauenklöstern aufgenommen, weil mit ihnen (hervorragend ausgebildete Musikerinnen) das eigene Ensemble vielfältig, nicht zuletzt unter dem Aspekt der systematischen musikalischen Erziehung, bereicherten; Frauenklöster nahmen in der Regel keine systematische Musikausbildung vor.

oder zwei weitere Maestre zur Seite, die normalerweise – ebenfalls wie die Maestra di Coro – das Ensemble zu leiten hatten. Der Maestro di Coro trat als Dirigent nur während hoher Festlichkeiten in Erscheinung. An der *Pietà* gab es noch eine weitere Maestra, welche für die Herstellung der Notenkopien sowie für das gesamte Notenmaterial verantwortlich war. Im späteren 18. Jahrhundert stellten alle vier Ospedali ihre Noten und Aufführungsmaterialien selbst her, obgleich immer wieder – wegen der Mengen an Kopien – Aufträge nach außen gegeben werden mußten.¹³

Vielleicht ist zu erwähnen, daß man sich alle erdenkliche Mühe gab, den Coromitgliedern möglichst gute und gesunde Lebensbedingungen zu schaffen: Der Tagesablauf war anstrengend. Deshalb erhielten sie zusätzliche Zuwendungen an Öl, ärztlicher Betreuung, Nahrung und Heizung. Ein großes Ereignis der Republik war übrigens der alljährliche Landausflug der Ospedale-Figlie zu den Inseln der Lagune per Schiff. Alle Gäste, ganz Venedig waren auf den Beinen, um dem Ereignis beizuwohnen. Darüber hinaus waren regelmäßige Aufenthalte zur Erholung auf dem Lande vorgesehen, denn der Alltag war kräftezehrend. Man muß davon ausgehen, dass von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und darüber hinaus musiziert, geübt, studiert und konzertiert wurde; in der *Pietà* kamen teilweise noch zusätzliche Pflegeaufgaben selbst für Corodamen hinzu.

Anmerkungen zur Ausbildung:

Man unterrichtete die Maniera, also die Verzierungskunst – als eine der wichtigsten Kriterien für die Qualität und auch Modernität der Aufführungen. Oft finden sich Maniera-Vorschriften und Anweisungen handschriftlich eingetragen in den Stimmen mancher Interpretin.¹⁴ Hinzu kamen das Solfeggio, ausgiebig der Kontrapunkt, das Generalbaßspiel und die Improvisation. Immerhin sind kaum Kompositionen für die Orgel überliefert – ein sprechendes Zeugnis für die ausgeprägte und gepflegte Improvisationskunst an den Ospedali –, denn die Orgeln erklangen nach Zeugenaussagen stets.

Der Maestro di Coro, in der Regel nicht länger als für 1-3 Jahre verpflichtet, hatte übrigens die Order, viermal in der Woche zu unterrichten und zwar im Kontrapunkt, auf den Tasteninstrumenten und evt. im Gesang. An den hohen Festtagen mußte er nicht nur das Ensemble leiten, sondern auch die Orgel spielen. Zudem hatte er jährlich eine beachtenswerte Anzahl an Kompositionen zu liefern: Solomotetten, Vespervertonungen, Antiphonen und Oratorien. Darüberhinaus engagierte man als Lehrende große Gesangsvirtuosen. Sie, wie andere

¹³ S. Gillio. 2006, op. cit.S. 116ff.

¹⁴ Verweise auf Fondo degli Esposti in I-Vcm.

Maestri, mußten jeweils sechs Mal in der Woche unterrichten; nur seltene Instrumente wurden zweimal wöchentlich gelehrt. Dies bedeutete fast täglich Unterricht für die Schülerinnen, allein auf den Instrumenten. Meist benötigte der Maestro für den Unterricht am Instrument für alle zu Unterrichtenden einen halben Tag. Hinzukam der Unterricht, den die Maestre selbst erteilten. Die Nachwuchsklassen waren individuell und überschaubar, weil die relativ stabile Gesamtgröße des Coro stets beachtet wurde, und dies bedeutete, dass immer nur ganz wenige nachrückten und in der Ausbildung standen.

Dieses System verband also mehrere Ebenen: Die damals übliche des individuellen Unterrichts vom Lehrenden zur Schülerin, von den Maestri geleitet, d.h. den von außen per Vertrag verpflichteten, oft hochberühmten Musikern und Komponisten, wie von den internen Maestre, d.h. den Damen der Institution selbst, und zwar auf allen musikalisch relevanten Gebieten, wie der systematischen Lehre der Fächer Solfeggio, Maniera, Gesang, des Kontrapunktes und damit der Harmonielehre und des Generalbasses, wie natürlich der Instrumente. Die Fächer Lesen, Schreiben, Rechnen, Katechismus u. a. kamen hinzu. Mehrere musikalische Lehrbücher sind die Folge, auch Lehrschriften. Die Musik-Kopien wurden in Zeiten der finanziellen Not – dies bedeutet spätestens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – oft selbst hergestellt, zumal wenn es die zeitlichen Vorgaben zuließen.

Musikalische Glanzlichter

Die musikalischen Darbietungen im Rahmen der liturgischen Ereignisse oder auch im Rahmen von Privatkonzerten haben zweifelsohne die uneingeschränkte Bewunderung der Zeitgenossen auf sich gezogen – nicht nur, weil von Frauen musiziert wurde und sich Deklamation und hohe Virtuosität paarten. Welche Größen aus der venezianischen Konservatorienschmiede hervorgegangen sind, verdeutlichen vielleicht Hinweise auf die berühmte Faustina, die Gemahlin Johann Adolf Hasses, eine ehemalige Figlia, die nicht nur unvorstellbare Gagen einstrich, sondern als *die* Primadonna der Zeit gehandelt wurde (s. Abbildung 12). Auch manche Sängerin, die beispielsweise später in Mozarts Opern wiederkehrt, ist mit den Ospedali verbunden.

Ein herausragender Komponist, großer Zeitgenosse Hasses und ein Großimpressario der venezianischen, norditalienischen Musik, geliebt, geschätzt, geachtet, Kosmopolit mit zahlreichen Verpflichtungen bis nach St. Petersburg und trotzdem seiner Heimat Venedig, speziell Burano, eng verbunden, war Baldasare Galuppi (1706-1785, genannt *Il Buranello*). Zunächst fungierte er als 2. Kapellmeister an San Marco und über zehn Jahre als Maestro di Coro an den *Mendicanti*. Dann riefen ihn zahllose Verpflichtungen immer wieder weg, und



Abbildung 12: Rosalba Carriera, Faustina Bordoni/Hasse; Ca' Rezzonico, ca. 1730

schließlich trat er in den 1760er Jahren Johann Adolph Hasses Nachfolge an den *Incurabili* an. Mittlerweile war er 1. Kapellmeister an San Marco, abgesehen davon, dass er im Zusammenhang mit seiner Unterrichtstätigkeit sehr viele Kompositionen für das Cembalo schrieb und ein begnadeter Opernkomponist war – nicht zuletzt hatte er gemeinsam mit dem Textdichter Carlo Goldoni die moderne und für lange Zeit gültige Gattung der Opera Buffa als *dramma sentimentale* entwickelt, bedingt vergleichbar mit dem bürgerlichen Rührstück. Er führte das Musikleben an den *Incurabili* mit seinen Psalmkompositionen und vor allem seinen Oratorien auf einen ungeahnten und viel bewunderten Höhepunkt.

Und der meist zurückhaltende Charles Burney vermochte seinen sonst immer um Neutralität bemühten Ton nicht mehr zu zügeln, wenn er voller Bewunderung seine mehrfachen Begegnungen mit Galuppi schildert. So schreibt er über seine erste Begegnung: „Ich sollte [...] da (*Incurabili*) eine Musik von den Mädchen anhören, welche mir, wie er sagte, sehr gefallen würde. Es sind Schüle-

rinnen des Signor Galuppi [...]. Ich wußte nicht, was mich mehr entzückte, ob die Komposition oder die Aufführung; beides war vortrefflich. Herr Galuppi hat alles sein Feuer und seine ganze Imagination aus dem kalten Rußland wieder mitgebracht, woher er neulich wieder zurückgekommen ist. Dieser sinnreiche, zierliche und unterhaltende Komponist hat einen Reichtum an neuen, feurigen und feinen Gedanken, und seine Schülerinnen taten seiner Musik alle Gerechtigkeit. [...] Das Ganze verriet ein vorzügliches Genie beim Komponisten und Direktor.“¹⁵ Und kurz darauf ist zu lesen: „Es scheint, als wenn Sgr. Galuppis Genie gleich dem des Tizian durch das Alter noch feuriger geworden sei. Er kann icht nicht weniger als siebenzig Jahre alt sein,¹⁶ und dennoch räumt jedermann hieselbst ein, daß seine letzten Opern und Kirchenkompositionen mehr voll Geist, Geschmack und Einbildungskraft sind als irgendeine aus den verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens. Heute nachmittag bewogen mich die lateinischen Psalmen¹⁷, welche von den Waisenmädchen gesungen wurden, jenem allgemeinen Urteile beizutreten, denn unter zehn oder zwölf Stücken war auch kein einziges, das man hätte unbeträchtlich nennen mögen. [...] und diese ganze Musik war reich an neuen Sätzen, voller guten Geschmacks, guter Harmonie und Überlegung. Seine Instrumentalbegleitung besonders ist allzeit sinnreich, aber bei ihrer Fülle doch frei von der Verwirrung, welche die Stimmen stört oder übertäubt. Ich muß dem Orchester gleichfalls Gerechtigkeit widerfahren lassen; es wird hier in der strengsten Ordnung gehalten;¹⁸ kein Spieler scheint begierig zu sein, auf Kosten der Singstimmen hervorzulänzen, [...]“¹⁹

Abgesehen von den herausragenden Psalmkompositionen waren auch Motetten das Genre, wo sich im Rahmen der Kleinform auf herausragende Weise vieles an Neuerungen erproben ließ; jeder Maestro di Coro war verpflichtet, regel-

¹⁵ Charles Burney, op. cit., Montag, 6. August, 1770, S. 91.

¹⁶ Galuppi war 64 Jahre alt.

¹⁷ Der Bedeutung der besonderen Art der Psalmkompositionen, wie sie an den venezianischen Konservatorien offensichtlich auch als dramatisches Experimentierfeld ausgeformt wurde und die letztlich einen großen Einfluß zumal auf die katholischen Psalmenkompositionen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auszuüben vermochte, wird z. Zt. durch ein von mir geleitetes und von der Fritz Thyssen Stiftung gefördertes Forschungsprojekt systematisch auf der Grundlage einer umfassenden Database untersucht.

¹⁸ Baldassare Galuppi gehörte zu den maßgeblichen Orchesterreformern, vor allem hinsichtlich Disziplin, Stricharten und Qualität der Ausführungen; als er 1. Kapellmeister an San Marco wurde, reformierte er sowohl den Chor als auch das Orchester; schon als Maestro di Coro an den *Mendicanti* erregte die Orchesterdisziplin ein ungemeines Aufsehen. So verwundert es nicht, dass dem Coro an den *Incurabili* zu seiner Zeit die Siegespalme an Qualität unter den vier venezianischen Konservatorien verliehen wurde; s. hierzu auch: Helen Geyer, *Baldassare Galuppi, nucleo non tanto secreto nella Cultura musicale a Venezia nel Settecento*, in: Galuppi/Varia Veneziana, (= Ricerche), Rom 2010, i. Dr.

¹⁹ Charles Burney, op. cit. S. 101, vom 12. August 1770.

mäßig pro Jahr eine bestimmte Anzahl an Motetten zu liefern. Im Fokus neuer Ausdrucksqualitäten stand vor allem das Ausloten der Deklamation und zwar gemäß neuer Erfordernisse ästhetischer Art, die zum einen das „Wahrhafte“, „Natürliche“ und damit eine neue Semplicitas und zum anderen kühn die harmonische Spannbreite erweiterte und auf Überraschendes mit dem Ziel setzte, musikalisch das zu realisieren, was der Text nahelegte, und zwar in Richtung einer musikalischen und textunabhängigen Autonomie. An solchen Zielsetzungen arbeiteten alle Maestri di Coro der großen Ospedali. Und trotzdem: Undenkbar sind diese Neuerungen ohne das Engagement und die Bereitschaft, vielleicht eine sogar prägende Rolle der Sängerinnen. Genannt seien die Ferrarese, die Pasquati, die Bianchi, die Ortolani etc., die immer wieder Bewunderung erregten, mit deren solistischen Auftritten man Publikum herbeilockte, weil sie europaweite Reputation besaßen.²⁰

Die Figlie di Coro waren übrigens ihren führenden Maestri sehr dankbar: Man plante beispielsweise, im Konzertsaal der *Incurabili* ein Fresko anzubringen, welches jenen berühmten und verehrten Maestro Baldassare Galuppi im Kreis seiner „Putte“ zeigen sollte. Dieses besagte Fresko konnte wegen der baulichen und finanziellen Schwierigkeiten des Ospedale jedoch nie verwirklicht werden. Doch sollte sich diese Idee durchsetzen und imitiert werden: Es hat sich – in hehrer Konkurrenz – ein Fresko für einen anderen, nicht minder berühmten Maestro di Coro erhalten, für Pasquale Anfossi (1727-1797), und zwar im Musiksaal des Ospedaletto, welches den damaligen Maestro di Coro inmitten seiner Damen auf dem Parnas zeigt, gekrönt von Apollo (s. Abbildung 13). Anfossi war nicht minder berühmt und nicht minder international als Galuppi und wie Galuppi ein großes Vorbild sowie eine Herausforderung für Mozart – der möglicherweise auch gerne eine Stelle an den Ospedali eingenommen hätte.²¹

Komponistinnen wurden wenige ausgebildet, solches gehörte nicht zu den Ausbildungszielen. Trotzdem gab es immer wieder Komponistinnen aus den Reihen der Ospedali, die die Musikgeschichte anzuregen verstanden, wie beispielsweise jene berühmte Mendicanti-Schülerin Maddalena Lombardini-Sirmen, verheiratet mit Sirmen, die als Violinvirtuosin Europa bereiste, vor allem in England geschätzt wurde und deren herausragende Werke Europa in den Bann schlugen: Es waren Violinkompositionen und kammermusikalische Werke, die zugleich das hohe Niveau der Kammermusik an den Ospedali erahnen lassen. Kürzlich erst hat man sie „wiederentdeckt“ und sich um Aufführungen

²⁰ S. hierzu Helen Geyer: „Cantavano come...“, op. cit.

²¹ S. hierzu Helen Geyer: „Endecasillabo und Settenario oder: Die Kunst der Fuge. Anmerkungen zu Metastasio's azioni sacre-Chören“, in: *Early Music. Context and Ideas*, Krakau 2003, S. 130-142 und dies.: „Osservazioni sulla »Betulia« di Pasquale Anfossi“, in: *Mozart Padova e la »Betulia liberata«*, hrsg. von Paolo Pinamonti, Florenz 1991.



Abbildung 13: Musiksaal des Ospedaletto, Zentralfresko (Jacopo Guarana), mit Apollo, den Musen (die Chordamen) und dem Komponisten Pasquale Anfossi, damaliger Maestro die Coro

bemüht, beispielsweise ihrer in den 1760er Jahren schließlich in London gedruckten Streichquartette.²²

Die Auflösung

Obgleich das direkte Ende der vier Konservatorien, d.h. ihre Auflösung bzw. Zusammenlegung und die entsprechende Reduktion des musikalischen Überbaus, dessen Nachwuchs nicht mehr systematisch herangezogen wurde und dessen fi-

²² S. hierzu: Elsie Arnold/Jane Baldauf-Berdes, *Maddalena Lombardini-Sirmen. Eighteenth-Century Composer, Violonist and Businesswoman*, Kent 2002.

nanzielle Grundlagen zusammengebrochen waren, in direktem Zusammenhang mit der napoleonischen Eroberung der Republik Venedig und der Abdankung des letzten Dogen standen, ist festzuhalten, daß es an den *Mendicanti* und an der *Pietà*, die übrigens als einzige nicht zusammengelegt oder aufgelöst wurde, noch bis in das 19. Jahrhundert hinein ein zumindest sporadisches Musikleben gab. Die *Incurabili* mußten damit schon ca. 1780 aufhören, denn der bauliche und finanzielle Zusammenbruch erforderte dies. Trotzdem: Spätestens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeichnete sich der finanzielle Zusammenbruch nicht nur der Ospedali, sondern der gesamten Republik ab, verknüpft mit dem schon seit Jahrhunderten schleichenden, letztlich aber rasant zu beobachtenden Machtverlust Venedigs als diplomatisches Zentrum und Handelsrepublik. Die Konservatorien jedoch wirkten noch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein wegen ihres systematischen Ausbildungssystems und der individuellen Ausbildung als vorbildhaft: Es gab Pläne, solche Institutionen (Verbindung von Krankenhaus, Waisenhaus und Musik) auf Korfu zu gründen und in Ansätzen in Norditalien; und manches hat auf die Konservatoriengründungen im 19. Jahrhundert nachgewirkt. Aber am erstaunlichsten ist das Faktum, dass heute in Lateinamerika, in Venezuela, dieses Modell offensichtlich Pate zu stehen scheint: Jugendliche, Kinder werden dort von der Straße aufgelesen, erhalten eine vorzügliche musikalische Ausbildung und formieren herausragende Orchester, international gesucht, ungemein frisch und vital – Musik als Überlebensvehikel selbst in unserer Zeit.

Der Feind

VON KARL LUBOMIRSKI*

Ich war eben erst fünfzehn geworden, als ich beschloss, die ersten Schritte in das Land des Feindes zu tun, den es früher oder später zu besiegen galt und dem alle schmachlich angeeigneten Landstriche urdenklich deutscher Nation wieder zu entreißen waren.

Sagen und Abenteuerbücher aller Art sowie eine Menge anderer unverständlicher Werke hatten mich, zusammen mit Berg-Sonnenuntergängen und trunkenen Heimatliedern furchtlos gemacht, und mit gestählter Ignoranz sah ich mich an der Spitze einer Spielhahnfeder-Elitetruppe im edlen Gefecht Fußbreit um Fußbreit dankend dampfende Erde zurückerobern. Von meinen Plänen war nur ein Intimus unterrichtet, der bei einem Installateur in die Lehre ging.

Mein Patriotismus, keine Seltenheit im kleinen Lande, aus dem ich komme, war nicht zuletzt das Ergebnis des halbgeöffneten Geistes meiner rührenden, guten Mutter, die mir auf langen Spaziergängen in den umliegenden Wäldern vom doppelten Verrat Italiens an Österreich und allen Deutschen, schmerzlich betrübt, mehr als einmal erzählt hatte. Sie ließ dabei nicht aus, dass die südlichen Besatzer sich nach dem Ersten Weltkriege als Gentlemänner aufgeführt, ja, ihr den Bechstein-Flügel, besser gestimmt als zuvor, nach einigen Monaten zurückgegeben hatten.

Es war dies keine leichte Zeit für mich, denn mein Verstand hatte große Mühe, mit den Tatsachen fertig zu werden, dass ich zwar einerseits in einem latenten, unerklärten Kriegszustande zu leben hatte (bei unserem Huronenstamm war ich eben eine Stufe emporgeklettert, weil es mir gelungen war, dem vorüberziehenden Zirkus eine Adlerfeder aus der Voliere zu klauen und damit meine besondere Eignung für schwierige Unternehmen auch auf dem Kriegspfade zu beweisen), andererseits aber Verwandte und Freunde genug besaß, die den „Feind“ immer wieder besuchten, ja sogar wohlwollend von ihm sprachen und sich nicht schämten, ihn durch den Kauf billigen Weines, preiswerter Bekleidung und anderer Unterwanderungstechniken zu unterstützen. Mein hochgebildeter Onkel, die letzte Bastion meiner Sicherheit, denn er war im Kriege gelegen gegen den Erbfeind, mein hochgebildeter Onkel also, ließ sich eines Tages ent schlüpfen, dass ihn die Hochzeitsreise gleich nach dem Ersten Weltkrieg über den Brenner geführt. Also auch auf ihn kein Verlass. Verrat, wohin man blick-

* Erschienen in: Karl Lubomirski, *Bagatellen – Erzählungen*; Edition Atelier – PRÉSENT, Wiener Journal, Zeitschriftenverlag GmbH (1990), vorgetragen durch den Autor zur 90. Tagung der Humboldt-Gesellschaft am 25.10.09 in Bad Nauheim

te. Die arme Heimat zerrissen; eingelullt von den Siegen Anderl Molterers, erwachte sie nur bei Fußballübertragungen Bertl Neumanns, ja die arme Heimat bedurfte Siegfrieds.

Erkundigungen ergaben, dass der Kriegshafen, militärisches Objekt höchster Wichtigkeit, La Spezia war. Dorthin wollten wir, um uns die Stärke des Gegners einzuprägen. Ich habe lange darüber nachgedacht, warum ich damals gerade die Seekraft Italiens lähmen wollte, wahrscheinlich fürchtete ich einen Angriff auf Wien, die Donau aufwärts vom Schwarzen Meere kommend, anders kann ich mir heute nicht erklären, warum ich auf La Spezia verfiel.

Mein Freund und ich fieberten den Ferien entgegen. Endlich kam der Reisetag. Jeder von uns trug einen mächtigen Rucksack und hatte wenig Geld. Die Landessprache konnten wir nicht. Schon auf dem Weg zum Brenner hatte ich Gelegenheit, einer Matrone ein Beispiel meiner Erziehung zu geben; ich überließ ihr im stickvollen Dritte-Klasse-Abteil meinen Sitzplatz. Zu meinem Gepäck gehörte auch Graf Gobineau's Schrift. Es war ein heißer Tag. Ich stand bis Bologna, das Weib gab kein Zeichen einer höheren Rasse und blieb eisern sitzen.

Schon die braunen, hässlichen Lokomotiven hatten mich übel gestimmt. Als ich nun auch noch für mein Zuvorkommen mir die Beine in den Leib zu stehen hatte, überdachte ich die Kriegsführung noch einmal und tat Abstriche an Edelmüt.

Es wurde noch heißer. In Bologna hieß es umsteigen. Wir benützten die Pause, um ein Eis zu essen. Unverschämt gut. Wahrscheinlich auch dies ein Zeichen der Dekadenz des Feindes.

Endlich kamen wir in La Spezia an. Nach gefährlicher Suche legte unser mühsam gefundener Autobus gen Fiascherino ab. Weiß der Teufel, wer uns diesen Ort, den sich heute noch die mediterrane Meeresforschung aussucht, um ungestört zu sein, geraten hatte. Außer einer winzigen Bucht, einem versteckten, einfältig pompösen Schloss und vielen Felsen gab es neben dem kleinen Zeltplatz nichts. Nur, am Horizont verlief die Einfahrtlinie der Kriegsschiffe.

Schon die Anreise von La Spezia hatte uns etwas gnädiger gestimmt. Unser Busfahrer ließ die Türen offen, was in unseren Heimatgefilen undenkbar wäre, weil unsere Gesetze in klimaunabhängigen Wiener Schreibstuben entstanden sind und eher zu Libussa und Ottokars Glück und Ende führen als zu offenen Bustüren bei vierzig Grad.

Wenngleich müde, studierte ich unseren Aufenthaltsort genau und begann am zweiten Tag meiner Ankunft mit dem Trainingsschwimmen. Mein Kampfgefährte war Nichtschwimmer. In den folgenden Tagen wagte ich mich bei günstigen Witterungsverhältnissen, die, wie man mir sagte, hier eigenartigerweise fast stets herrschten, immer weiter in den Golf hinaus, der mich mit feindli-

chem, warmem Wasser umgab. Eines Tages, als ich etwa zwei Stunden hinausgeschwommen war und mich unzweifelhaft im Torpedogewässer befand, erinnerte ich mich eines Hans-Hass-Filmes. Seit ich diesen gesehen, hatte ich Angst vor Haien, anfangs auch im Süßwasser. Ich versuchte damals, so schnell wie einem Älpler eben möglich, zurückzuschwimmen. Gewiss verkürzte ich meinen Rekord von zwei Stunden um Minuten. Niemals wieder sah ich so viele Dreiecksflossen, niemals wieder spürte ich so oft das harte Streifen der Sandpapierhaut an Schenkel und Waden.

Zwei Tage lang ging ich nur am Rande ins Meer.

Die Oliven, der Zephir, das Meer, fröhliche ungewohnte Musik; ich kann mich nicht entsinnen, was genau es war, jedenfalls erschlaffte für einige Tage mein kriegerischer Instinkt. Doch dann kam der Tag, an dem wir kein Geld mehr hatten, außer dem für die Rückfahrt und dazu eine geringe Überlebensquote. Wir fanden unsere Erkundigungen durchaus nicht abgeschlossen und verfluchten das viele gute Eis, das wir gegessen hatten. Während wir abends in unserer Bucht auf und nieder gingen und unser Feinbild mit den Erfahrungen der vergangenen Wochen verglichen, stellten wir fest, dass uns ein Fehler unterlaufen sein musste, denn schon in Bologna hatte man uns nur mit Mühe vom Besteigen des falschen Zuges abhalten können; später waren es italienische Busschaffner, die uns fast immer gratis nach La Spezia mitgenommen hatten; dazu kam noch der Bademeister der Bucht, der uns Spaghettikochen gelehrt hatte und Weintrinken und – Kunst war ja universal – italienische Lieder singen; außerdem war da ein Maggiordomo, der das Schloss hinter dem Strandfelsen zu hüten hatte und der uns zeigte, wie man Muscheln findet und zubereitet oder roh isst.

So kamen wir zu dem Schluss, dass Italien zwar ein immer noch vernichtungswürdiges Land sein musste, dass es aber offensichtlich Ausnahmen gab.

Ein altes Pförtnerpaar, Zeugen unserer schmalen Kost, denn wir brachten es nicht zusammen, unseren Beobachtungsposten aufzugeben, hätten aber schon längst abfahren müssen, lud uns immer wieder zu würzigem Essen ein. Wir sprachen alle zusammen und gleichzeitig und verstanden einander prächtig.

Zwei Tage später brachen wir dann doch auf. Die lange Bahnreise bestärkte uns im Entschluss, La Spezia und Bologna beim nächsten Kriege auszusparen, den Schlosswart und zwei Busschaffner als Vertrauensübersetzer einzustellen und noch einmal ins Feindesland zu fahren, in eine andere Stadt, um nicht vielleicht ähnlich freundlichen Leuten ein Unrecht anzutun.

Lyrik

von KARL LUBOMIRSKI*

Aus: *Palinuro*; erschienen 2009 im Verlag Berenkamp
A 6060 Hall, Thurnfeldstraße 24

Sintflut

Ich wäre dageblieben
Hätte euch nachgewinkt
Den Hals eines Pferdes gestreichelt
Ewigkeit
Deine Lippen
Auf meinen

Hoffnung

Sanft hab ich sie in meinen Kahn gebeten
Auf dem Strom der Zeit
Sanft
Dort wieder abgesetzt
Wo ihr der Weg zu weit

Kinder von Bagdad

Sie können nicht schwimmen
Und ertrinken im Hass

* Auszugsweise vorgetragen vom Autor zur 90. Tagung der Humboldt-Gesellschaft am 25. 10. 2009
in Bad Nauheim

Aus: *Propyläen der Nacht – Gedichte* (zweite erweiterte Gesamtausgabe);
erschienen 2003 im Waldemar Weber Verlag,
Nordendorfer Weg 20, D-86154 Augsburg

Ich war der Baum

Ich war der Baum
Auf weißem Berg
Meine Früchte
Fraß der Abgrund

Der Bettler

Eingeschlagen in Karton
Verschläft er
Auf poliertem Marmor
Deine
Meine
Zukunft

Tagesgeschenk

Aufstehen
Dürfen

Der Letzte

Der Letzte dort
In unsern Reihen
Der Verhärmte
In staubigen Kleidern
Der mit den totgeweinten Augen
Und der hageren Hand
Aufs Herz gepresst
Der
Ist Jesus

Tibetanisches Gebet

Ein Armvoll Holz
Eine Handvoll Gerste
Ein Kessel
Heißen Wassers

Am Geländer

Am Geländer der Liebe
Durchs Dunkel der Tage

Ein guter Tag

Keinen Wurm zertreten
Keine Blume geknickt
Keine Schnecke zog vor dir die Augen zurück
Kein Mensch musste vor dir sich bücken
Ein guter Tag
Und silberart
Ins Schwarz gestickt

Botschaft

Du bist die Botschaft
Aber du kannst dich
Nicht lesen

Erde

Erde
Kleine blaue Schwester
An der Sonnenhand

Irgendwo

Irgendwo im All
Muss ein Stern aus Liebe sein
Nur aus Liebe

Mitleid

Die Nachtigall
In der Stille Darwins

Ströme

Alle Ströme führen Gold
Auch in dir

Vergiss ihn nicht

Vergiss ihn nicht
Den schmalen grünen Streifen
In deiner Seele
Wenn deine Gedanken rasen

Vor uns

Vor uns war Liebe
Nach uns
Darf wieder Liebe sein

Geige

Geige
Trotz zerrissener Saiten
Geiger
Trotz gebrochener Finger

Vielleicht

Vielleicht
Ist der Tod
Der Süden
Der Dinge

Aus der Steppe

Aus der Steppe
Der Vergeblichkeit
ragen

Deutschland

Phönix
Aus
Menschen-Asche

In Dünen Glaubens

In Dünen Glaubens
Wandert mühsam
Der Gott

In diese Wellblechstunde

In diese Wellblechstunde
Dein Lavendelblick

Franz Joseph I

Von Gottes Gnaden
Die Schlachten verloren
Die Völker entwunden
Die Söhne erschlagen
Die Gattin gemeuchelt
Das Reich zerbrochen

Computer

Wann werden die Computer weinen
Wann

Forschung

Fäden ziehen
Aus dem Teppich der Schöpfung
Bis ein Gott durchscheint

Wetzlar, Goethe und Werther*

VON HARTMUT SCHMIDT

Die weit gefasste Themenstellung verlangt dringend nach Eingrenzung. Deshalb gestatten Sie mir, mich auf einige Beispiele zu konzentrieren, die Ihnen veranschaulichen können, welche Erlebnisse, Ereignisse und Begegnungen aus seinen Wetzlarer Tagen im Sommer 1772 Goethe zwei Jahre später, 1774, in seinen ersten Roman, den „Werther“, eingebaut hat und natürlich auch, was er *nicht* für den Roman brauchen wollte oder konnte. Dabei werde ich zugleich vorzuführen versuchen, warum Goethe diese Verbindungen zwischen seinem Romantext und der erlebten Wirklichkeit möglichst unkenntlich gemacht, zumindest aber verschleiert hat.

Ehe wir nun aber die Liste meiner Beispiele abarbeiten, könnten Sie fragen, ob Goethe sich tatsächlich schon beim Schreiben klargemacht hat, dass zwischen seinen Wetzlarer Erlebnissen einerseits und dem beabsichtigten Roman als Kunstprodukt andererseits jedenfalls ein Spannungsverhältnis bestand, auf das er als Autor notwendig reagieren musste.

Auf welche Weise hat er das eigene Erleben hinter der Kunstform verschwinden lassen, und wie weit hat er selbst diesen Versuch schließlich als gelungen angesehen?

Zur Beantwortung dieser Fragen schaut man in der Regel in die Lebenserinnerungen des Autors „Dichtung und Wahrheit. Aus meinem Leben“.

Zusätzlich aber sollte man auch die zeitgenössischen Leser fragen, ob und wie sie das Verhältnis von erlebtem und erdichtetem Leben im „Werther“ empfunden und bewertet haben. Schließlich gilt ja immer noch die Regel, dass Leserinnen und Leser entscheiden, welche der künstlerischen Intentionen des Autors sie realisieren können und welche nicht. Auch an der Befragung der Zeitgenossen werden wir es deshalb nicht fehlen lassen.

Dass allerdings Goethe den „Werther“ mit so viel selbst Erlebtem wie bei keinem späteren Werk mehr gespeist hat, sollte uns mindestens für einen kurzen Moment verwundern. Immerhin wäre es ja denkbar gewesen, dass Goethe für seinen ersten Roman völlig andere Stoffkreise genutzt hätte – Amerika, Italien,

* Vortrag vor der Goethe-Gesellschaft in Ilmenau am 14.01.2010. Der Inhalt schließt an den Vortrag an, den der Autor am 4. Mai 2007 zum Thema „Goethes Lotte – Werthers Lotte“ zur 85. Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Wetzlar gehalten hat. Da der Vortragende schwer erkrankte und damals das Manuskript nicht zur Veröffentlichung zur Verfügung stand, werden erst jetzt die neuesten Ergebnisse vorgestellt. Hartmut Schmidt war 23 Jahre lang Direktor des Museums in Wetzlar.

den Orient oder die Antike – oder dass er überhaupt einen ganz und gar phantastischen Roman hätte verfassen können, der im Land der Zwerge, auf dem Mond oder im Schlaraffenland spielte. Ihm erschien es aber offenbar wichtig, mit sich selbst im Medium der Literatur ins Reine zu kommen, und er hat zusätzlich mit akribischer Genauigkeit die Ereignisse aus der Zeit zwischen 1772 und 1774 im 12. und 13. Buch der schon genannten Lebenserinnerungen festgehalten; freilich gut vierzig Jahre nach den Ereignissen und abermals in einem literarischen Kontext. Denn auch „Dichtung und Wahrheit“ ist ein Sprachkunstwerk mit erkenn- und benennbaren literarisch-künstlerischen Gestaltungsabsichten.

Aus der Phase der Vorbereitung der Romanniederschrift erinnert sich Goethe: *„Dagegen fasste ich alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte [gemeint ist die geplante Arbeit am „Werther“ d. V.], und wiederholte mir mein nächstes Leben von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte.“* Der Prozess der Auswahl war demnach schon bei der Planung des Romans in vollem Gange. Dass die Niederschrift des Romans vor allem und zuerst ihm selbst, dem damals noch jungen Autor, nützen sollte und auch tatsächlich genützt hat, lässt folgende Passage erkennen, in der der inzwischen sehr gereifte Goethe erklärt, es sei ein von ihm vielfach geübtes psycho-therapeutisches Rezept gewesen, *„dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen.“*

Wie sich Goethe die Verwandlung des Erlebten *in ein Bild, in ein Gedicht* vorgestellt hat, lässt sich ebenfalls in wünschenswerter Klarheit in „Dichtung und Wahrheit“ nachlesen.

„Bei meiner Arbeit war mir nicht unbekannt, wie sehr begünstigt jener Künstler gewesen, dem man Gelegenheit gab, eine Venus aus mehreren Schönheiten herauszustudieren, und so nahm ich mir auch die Erlaubnis, an der Gestalt und den Eigenschaften mehrerer hübschen Kinder meine Lotte zu bilden, obgleich die Hauptzüge von der geliebtesten genommen waren.“ Goethe wandte also, wie wir heute wohl sagen würden, eine Art Montagetechnik an, um zumindest die Bezüge, die direkt auf damals noch lebende Personen hinweisen konnten, zu verschleiern. Das allerdings misslang offenbar gründlich. Hören wir Goethe selbst:

„Das forschende Publikum konnte daher Ähnlichkeiten von verschiedenen Frauenzimmern entdecken, und den Damen war es auch nicht ganz gleichgültig, für die rechte zu gelten. Diese mehreren Lotten aber brachten mir unendliche Qual, weil jedermann, der mich nur ansah, entschieden zu wissen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft sei. (...) Dergleichen peinliche Forschungen hoffe ich in einiger Zeit loszuwerden; allein sie begleiteten mich durchs ganze

Leben. Ich suchte mich davor auf Reisen durchs Incognito zu retten, aber auch dieses Hilfsmittel wurde mir unversehens vereitelt, und so war der Verfasser jenes Werkleins, wenn er ja etwas Unrechtes und Schädliches getan, dafür genügend, ja übermäßig durch solche unausweichliche Zudringlichkeiten bestraft.“ (DuW, 13 S. 593)

Und an anderer Stelle sagt er:

„... aber ich hatte nicht daran gedacht, dass mir durch teilnehmende, wohlwollende Seelen eine unleidliche Qual bereitet sei: denn anstatt dass mir jemand über mein Büchlein, wie es lag, etwas Verbindliches gesagt hätte, so wollten sie sämtlich ein für allemal wissen, was denn eigentlich an der Sache wahr sei? Worüber ich denn sehr ärgerlich wurde, und mich meistens höchst unartig dagegen äußerte. Denn die Fragen zu beantworten, hätte ich mein Werkchen, an dem ich so lange gesonnen, um so manchen Elementen eine poetische Einheit zu geben, wieder zerrupfen und die Form zerstören müssen, wodurch ja die wahren Bestandteile selbst wo nicht vernichtet, wenigstens zerstreut und verzettelt worden wären.“ (DuW 13, S. 592)

Der grantige Ton des Autors ist hier schwer überhörbar, und gar nicht überhörbar ist die schallende Ohrfeige, die Goethe seinem damaligen – nur seinem damaligen? – Lesepublikum verabfolgte:

„Man kann von dem Publikum nicht verlangen, dass es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet (...) und daneben trat das alte Vorurteil wieder ein (...), dass es (gemeint ist das Werk, d.V.) nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung aber (hier spricht nun deutlich der nachklassische Goethe, d.V.) hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge, und dadurch erleuchtet und belehrt sie.“ (DuW 9, 590)

Wie haben die Zeitgenossen des Jahres 1774, die ihrerseits die deutsche Klassik noch vor sich hatten, was sie damals freilich nicht wissen konnten, wie haben sie den Roman gelesen?

Natürlich sind da als erste diejenigen Personen zu befragen, die den Hauptfiguren des Romans Leben und Farbe geliehen haben: Charlotte Buff, inzwischen verheiratete Frau Kestner, Mutter eines Knaben und mit dem zweiten schwanger, und ihr Mann, Johann Christian Kestner, der für die Figur des Albert so manchen leider unerquicklichen Zug herleihen musste. Wie haben sie den Roman, den Goethe ihnen natürlich gleich in zwei Exemplaren schickte, damit beide parallel lesen konnten, wie haben sie den „Werther“ beurteilt?

Johann Christian Kestner schrieb, nachdem der erste Schreck überwunden war, an den Autor:

„Euer Werther würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche interessante Scene und Begebenheit erinnern könnte. So aber, wie er da ist, hat er mich, in gewissem Betracht, schlecht erbauet. Ihr wißt, ich rede gern wie es mir ist. Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ ich schon gelten. Aber wenn Ihr bey dem Verweben und Zusammenschmelzen hättet euer Herz ein wenig mit rathen lassen: so würden die würrcklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnet, nicht dabey so prostituiert (= bloßgestellt d. V.) seyen.“ Dass seine Frau, die eben erst auf dem durchaus schwierigen Parkett der Residenzstadt Hannover erste, noch unsichere Schritte versuchte, diese Ansicht geteilt hat, möchte ich unterstellen. Zu einem eigenen Brief an Goethe konnte sie sich offenbar nicht entschließen.

Dass auch andere, nicht unmittelbar und persönlich in den Roman verwobene Leser Wirklichkeit und Dichtung im „Werther“ nicht recht unterscheiden konnten, hatte folgenden Grund: Es gab – heute wohl gänzlich vergessen und nur noch in den Werther-Sammlungen der Goethe-Museen und der großen deutschen Bibliotheken auffindbar – jenen Kurhannoverschen Gardeleutnant Freiherrn von Breidenbach zu Breidenstein, dem wir die im Dezember 1774 erschienene „Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers“ verdanken. Was immer Goethe im „Werther“ zu verweben und zu verschmelzen versucht hatte: Dieser ungebetene Helfer zerlegte alles sorgfältig wieder in kleine Einzelteile, die er akribisch mit Namen und Daten versah. Von Breidenbach – ein kleiner, ungewöhnlich hässlicher Mann – hielt sich zur selben Zeit wie Goethe in Wetzlar auf, war häufiger Gast im Buff’schen Hause, wo er wohl hoffen mochte, einer der zahlreichen Buff-Töchter das Herz zu stehlen – eine durchaus vergebliche Hoffnung! In seinem Eifer, Goethes Mystifikationen im „Werther“ zu entschleiern und zu erhellen, hatte er u. a. irrtümlich behauptet, der Amtmann Buff hätte an der Beisetzung des Selbstmörders Jerusalem teilgenommen – eine schwerwiegende Behauptung, die den nach damaligen Verhältnissen justiziablen Tatbestand der Verleumdung erfüllte. Adam Heinrich Buff, Lottes Vater, hätte allerdings den Bösewicht beim Reichskammergericht – also dem höchsten deutschen Zivilgericht – verklagen müssen, da dieser – wie übrigens auch Goethe – mit der Eintragung in die Praktikantenmatrikel einen privilegierten Gerichtsstand erworben hatte. Zivilklagen gegen ein Gerichtsmitglied (und dazu zählten eben auch die Praktikanten!) konnten aber nur am Reichskammergericht selbst erhoben werden! Und das wäre denn doch für den Amtmann der Mühe und vor allem der Kosten zu viel gewesen. Also drohte Herr Buff dem ungebetenen Berichtiger eine mörderische Tracht Prügel an. Von Breidenbach, von solcher Aussicht offenbar zuhöchst irritiert und alarmiert, kaufte sogleich alle noch greifbaren Exemplare seiner „Berichtigung“ auf und ließ sie vernichten. Im folgenden Frühjahr legte er jedoch die zweite Auflage seiner Schrift vor, die heute

meist in den schon genannten Spezialsammlungen anzutreffen ist. Da der Berliner Verleger Friedrich Nicolai sie anonym seiner eigenen Werther-Parodie „Die Freuden des jungen Werthers“ anhängte, fand sie eine entsprechend weite Verbreitung und diente seither als „Schlüssel“ zum Roman Goethes, der sich – wie wir inzwischen wissen – kräftig über den Berichtiger ärgerte!

Ich fasse die bisherigen Ergebnisse kurz zusammen:

Goethe bekannte freimütig, dass er im „Werther“ „*von seinem nächsten Leben dichterischen Gebrauch gemacht*“ habe, verwehrte es aber seinen Lesern, diesen biografischen „Legierungsanteil“ – um in seinem Bild zu bleiben! – aus dem Ganzen herauszulösen. Die in den Text eingeschmolzenen Fakten sollten dem Kunstwerk authentische Farbe und Lebendigkeit geben und damit seine „physische“ Beschaffenheit, sozusagen seine Materialqualität, bestimmen – ein spezielles Interesse kommt ihnen nach Goethe aber immer nur in der Verbindung mit dem Ganzen zu, zu dem er Stoff und Form künstlerisch vereinigt hatte. Goethe schreibt: „(...) *so konnte es nicht fehlen, dass ich jener Produktion, die ich eben unternahm, alle die Glut einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt!*“ (DuW .9, 587, 19 – 22)

Das von ihm zur Beschreibung dieses Vorgangs gewählte Bild stammt aus der Metallurgie und meint das Zusammentreten von mindestens zwei Metallen unter Hitze zu einer Legierung, wie wir sie etwa von der Bronze, einer Mischung vorwiegend aus Kupfer und Zinn, oder vom Messing, einer Mischung aus Kupfer und Zink, kennen. Die Zeitgenossen dagegen, von Herrn von Breidenbach angeleitet, zerlegten den „Werther“ in tatsächlich Geschehenes und nur Erdichtetes und ließen folglich überdeutlich erkennen, dass das deutsche Lesepublikum die Poetik der deutschen Klassik dringlich nötig hatte. Schiller und Goethe würden ihnen zehn bis fünfzehn Jahre später gehörig auf die Finger klopfen müssen.

Dass auch heute noch Werther-Pilger den Roman gleichsam als literarischen Reiseführer lesen und ihn am liebsten unter Goethes *Autobiographischen Schriften* einordnen würden, habe ich in 23 Jahren immer wieder erleben müssen. Und deshalb verstehen Sie sicherlich, dass mir daran liegt, den Autor, der so mühevoll *zusammengewebt, legiert, Glut gehaucht* hat und was sonst der Autorengeschäfte mehr sein mögen, wieder in seine Rechte einzusetzen. Das will ich, wie anfangs in Aussicht gestellt, wenigstens an einigen schönen Beispielen versuchen.

Beginnen wir also mit der Titelfigur, dem „jungen Werther“.

Werther ist am Beginn des Romans noch ohne Beruf, hat aber offenbar ein zum Verwaltungsdienst qualifizierendes Studium hinter sich, und das konnte

damals nur ein Jurastudium sein. Auf Bitten eines Ministers – Sie hören richtig! – tritt Werther im zweiten Teil des Romans vorübergehend als Sekretär eines „Gesandten“ in den Dienst eines Hofes (Das ist die berühmte Gesandtschaftsepisode!). Anno 1771/72 konnte das nur bedeuten, dass er einem bürgerlichen Haus mit entsprechenden Konnexionen zur adeligen Landesherrschaft entstammt – eine Bedingung, die das Elternhaus Karl Wilhelm Jerusalem jedenfalls erfüllte. Jerusalem Vater, der seinerzeit hochgeschätzte „Abt“ Friedrich Wilhelm Jerusalem (übrigens der Konfirmandenlehrer der Braunschweigischen Prinzessin Anna Amalia, spätere Herzogin-Regentin von Sachsen-Weimar und Eisenach!) war ja als Konsistorialvizepräsident der geistliche Vorgesetzte aller Braunschweigisch-Lüneburgischen Pastoren, Lehrer, Organisten, Kantoren und Küster und zugleich der Hofprediger der Herzogsfamilie, in jedem Fall also eine Person, die das Ohr von allerhöchst Serenissimus, dem Braunschweigischen Landesvater, hatte! Vater Jerusalem setzte sich nach Kräften für die berufliche Karriere seines Sohnes im Hofdienst ein, und dies mit Erfolg, denn Jerusalem junior wurde ja tatsächlich als Braunschweigischer Legationssekretär nach Wetzlar geschickt!

Vater Goethe versuchte mit derselben Inbrunst, seinen Sohn in der Beamtenhierarchie seiner Vaterstadt unterzubringen, der Freien Reichsstadt Frankfurt, Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser und bedeutende Handelsmetropole, ein hinsichtlich der staatlichen Bedeutung fraglos mit jedem fürstlich regierten deutschen Kleinstaat zu vergleichendes Territorium. Goethe klagte in einem Brief an Kestner vom 15. September 1773, dass der Vater ihn „*täglich mehr in Stadt-Civil-Verhältnisse einzuspinnen versucht.*“ (WA IV, 2, 104)

Im Verlauf des Romans lernen wir, die Leser, Werther denn auch als durchaus besser gestellten jungen Mann kennen: Er bewohnt eine eigene Wohnung, was damals in Wetzlar eine ungemein teure Angelegenheit war. Er hat einen Bedienteten, was damals in Wetzlar nicht so teuer war, weil oftmals die „Bedienung“ schon im Mietpreis enthalten war. Er leistet sich Bücher und Zeichenutensilien. Er kocht sich gelegentlich selbst ein Gericht – Sie wissen, die berühmten Zuckerschoten in Butter gedünstet! – in der Küche des Gastwirts. Er ist bei seinen Ausgaben und bei Almosen durchaus spendabel, verkehrt in adeligen Häusern und mit adeligen jungen Damen und lässt sich schließlich für einen Sommerurlaub in die Sommerresidenz eines Fürsten einladen. Wir wollen unterstellen, dass er selbstverständlich über die dort erforderliche anspruchsvolle Garderobe verfügt! Bemerkenswert ist jedenfalls, dass der Autor (Goethe) und das Urbild seines tragischen Helden (Karl Wilhelm Jerusalem) unter ihren Vätern leiden, die – sicherlich mit besten Absichten! – mächtig in das berufliche Geschick ihrer Söhne eingriffen und sie zu Aktivitäten zwangen, die sich mit den eigenen Interessen der jungen Männer keineswegs deckten.

Wie ist Goethe mit diesen Umständen im „Werther“ verfahren?

Sehen wir kurz in den aller ersten Brief vom 4. Mai 1771: Hier bittet Werther den Brieffreund Wilhelm, der Mutter daheim mitzuteilen, dass sich eine strittige Erbschaftsangelegenheit wider Erwarten schnell und problemlos werde lösen lassen. Wenn nun, so dürfen wir in Kenntnis der zeitgenössischen Zivilrechtsverhältnisse schließen, die Interessen der Mutter von ihrem Sohn als ihrem Rechtsvertreter und nicht von ihrem Ehemann wahrgenommen werden, dann ist dieser offenbar tot! Wir erfahren dann auch Näheres, wenn später Werther seine Geburtsstadt besucht. Seine Mutter war von dort fortgezogen, nachdem ihr Ehemann, also Werthers Vater, verstorben war. Bei Werthers Eintritt in die Gesandtschaft und damit in den Hofdienst ist ausdrücklich kein Vater vermittelnd, ratend oder sonst wie tätig, und Nachrichten in dieser Angelegenheit richten sich folglich stets an die Mutter, so z. B. im Brief vom 26. Juli [1772]: *„Meine Mutter möchte mich gern in Aktivitäten haben, sagst du.“*

Auch seinen Entschluss, die Gesandtschaft und damit den Hofdienst zu verlassen, soll der Brieffreund Wilhelm, wie Werther am 14. März schreibt, der *„Mutter in einem Säftchen“* beibringen. Er fürchtet nämlich, wie er dem Freund am 19. April schreibt, seine *„Mutter möchte sich an den Minister wenden und mir mein Vorhaben erschweren.“* Als ihm der Erbprinz anlässlich seines Austritts aus dem Hofdienst ein Ehrengeschenk von 25 Dukaten macht, muss ihm – Achtung!!! – die Mutter das Geld nicht mehr schicken, um das er sie kurze Zeit zuvor gebeten hatte. (Übrigens entspricht das Gnadengeschenk des Erbprinzen von 25 Dukaten dem Wert von 137 Rheinischen Gulden. Dieser Betrag hätte nach heutiger Kaufkraft etwa 2.740 € entsprochen! Ein durchaus schmerzstillendes Pflaster, will mir scheinen!)

Wie mögen diese Passagen wohl Goethes Vater gemundet haben, der den „Werther“ natürlich gelesen hat; ein Vater, der mit einer vergleichenden juristischen Dissertation über den Erbantritt nach römischem und deutschem Recht in Gießen promoviert worden war? Hat er den eigentlich gar nicht so zarten Wink des dichtenden Sohnes verstanden, dass nämlich dieser seine Geschäfte auch ohne väterlichen Beistand und vielleicht sogar leichter und schneller erledigen konnte? Ich stelle anheim und gebe nur zu bedenken, was Goethe in sein Tagebuch eintrug, als er die briefliche Mitteilung Kestners vom Selbstmord Jerusalems erhielt: *„Der Vater, der verdammte Pfaff“, hat ihn umgebracht!“* Von hier aus ist es, was die Vaterproblematik im Werther angeht, zu Franz Kafkas Vaterproblemen nur noch ein ganz kleiner Schritt!

Bisheriges Fazit: Goethe rüstet seinen Romanhelden Werther wirtschaftlich mit dem aus, was ihm als Sohn aus vermögendem Hause zukommt. Allerdings beseitigt er literarisch die in Frage kommenden Väter, was um so auffälliger ist, als beide Väter – derjenige Goethes wie der Jerusalems – in ihrer Zeit als ein-

flussreiche, wohlhabende Männer auch in Wetzlar wohlbekannt waren. In allen Notizbüchern der Wetzlarer Zeitgenossen findet sich nach den ersten Begegnungen mit Goethe ja fast stereotyp der Satz: „*Heute den Dr. Goethe aus Frankfurt kennen gelernt, den Sohn eines sehr reichen Vaters.*“ Und dass auch Jerusalems Vater sehr wohlhabend war, glaubte selbst Goethe noch bei der Abfassung von „Dichtung und Wahrheit“.

Sehen wir uns nun die weibliche Hauptfigur des Romans an, und die heißt Lotte:

„1753 den 11ten Januarii Morgens zwischen 4 und 5 Uhr ist meine 2te Tochter geboren, den 13ten eiusdem [= desselben Monats] getauft und ihr die Nahmen Charlotte Sophie Henrietta beygelegt worden.“ Ob die Geburt einer weiteren Tochter, deren Ankunft auf dieser Welt der Vater handschriftlich im Familienbuch vermerkt, den Vater wirklich stolz gemacht hat, steht dahin. Der erstgeborenen Tochter Karoline sollten nach Charlotte noch die Töchter Ernestine, Helene und Amalie folgen, ehe als 6. Kind endlich der erste Sohn Georg geboren wurde. Ihm würden noch 10 weitere Kinder folgen, zuletzt 1770 Christian Friedrich Julius Buff, der allerdings schon mit 15 Monaten verstarb. Die Mutter hatte seine Geburt – es war, wie Sie zwischenzeitlich nachgerechnet haben, die 16.! – nicht überlebt.

Bis zu ihrer eigenen Heirat am 4. April 1773 übernahm die siebzehnjährige Lotte die Arbeit ihrer verstorbenen Mutter. Dass diese „Amtsnachfolge“ ohne jede Widerrede auch von der zwei Jahre älteren und sonst stets die Rechte der Erstgeburt verteidigenden Schwester Karoline akzeptiert wurde, lässt den Schluss zu, dass Lottes Kenntnisse und Fähigkeiten ebenso unstrittig waren wie ihre Autorität, die für die Erziehung der jüngeren Geschwister sicherlich unerlässlich war. In einem Brief an einen Freund stellt ihr späterer Ehemann rückblickend fest: „... allein dass nur Lottchen ihrer Mutter Stelle vertreten konnte, war so ausgemacht und so unzweifelhaft, dass nicht nur der Vater, sondern auch die ältere Schwester und noch mehr die jüngeren Geschwister, auch das Gesinde, ja die Fremden stillschweigend darin übereinstimmten. Und sie selbst fühlte ihre Bestimmung so sehr, dass sie das Amt von dem ersten Augenblick an übernahm und mit solcher Zuverlässigkeit führte, als wenn eine förmliche Übertragung, bei ihr aber ein überlegter Entschluss vorausgegangen und sie dazu von jeher bestimmt sei. An sie wandte sich alles, auf ihr Wort geschah alles, und jedes folgte ihrer Anordnung, ja ihrem Wink; und was das Vornehmste war, es schien, als wenn die Weisheit ihrer Mutter ihr zum Erteil geworden wäre (...) Sie können denken, wie diese Begebenheit bei mir ihren Wert vergrößert hat.“

Natürlich fragte damals niemand, wie sich der dauernde Gebrauch offenbar kaum begrenzter Machtausübung auf die Psyche einer Siebzehnjährigen aus-

wirkt, und ebenso wenig scheint einer der Zeitgenossen danach gefragt zu haben, ob die frappierende Fähigkeit, die Aufgaben einer Hausfrau sozusagen „aus dem Stand“ in Perfektion zu schultern, nicht einen jahrelangen eisernen Drill voraussetzt, der möglicherweise der Ausbildung anderer Begabungen keinen oder nur geringen Raum im Leben der jugendlichen Lotte übrig ließ.

Was wissen wir sonst noch über Charlotte Buff? Nun, sie hat wohl keine öffentliche Schule besucht und erhielt die erforderliche Grundschulausbildung wohl durch die Eltern und vielleicht durch Hauslehrer. Weiterhin bekam sie Klavierunterricht und konnte einigermaßen Klavier spielen. Ihr Lieblingsstück, ein der Mozart'schen *Alla turca* formal nahestehender Marsch aus einer heute völlig vergessenen Oper, würde man heute allenfalls unter die mittelschweren Stücke für das Klavier einordnen. Ihre Kenntnisse in der Haushaltsführung müssen dagegen phänomenal gewesen sein. Später nämlich, als sie längst *Frau Hofrätin Kestner* war und ein großes Haus in Hannover führte, wurden ihre jungen Nichten aus Wetzlar nach Hannover geschickt, um im Hause der berühmten Tante die Führung eines anspruchsvollen Hauswesens zu erlernen. Außerdem konnte Lotte sehr gut tanzen und schätzte deshalb Gelegenheiten, bei denen sie dieser Neigung folgen konnte. Die dichte Folge von Schwangerschaften in Hannover hinderte sie naturgemäß am Tanzen und war, wie Freunde der Familie bemerkten, eine Quelle nachhaltiger und tiefer Verstimmung zwischen den Eheleuten.

An diesen Vorgaben hat der Romanautor Goethe nur wenig retuschiert: Lotte im Roman ist nicht die zweitälteste Tochter des Amtmanns, sondern die älteste. Sie kennt eine Reihe damals von Frauen vielgelesener Bücher, die die historische Lotte sicherlich nicht oder 1772 zumindest noch nicht kannte. Ihr Verlobter besorgte ihr nämlich die Bücher, die er für wichtig hielt, und fragte Lotte regelmäßig ab, ob sie Handlung und Bedeutung des jeweiligen Buches verstanden hatte. Wir wissen das aus seinen Tagebüchern. Klopstock hat sie zu diesem Zeitpunkt jedenfalls nicht gekannt, wie ich sicher weiß und Ihnen etwas später erläutern werde, und ganz bestimmt kannte sie auch nicht den Ossian, aus dem Werther kurz vor seinem Tode Lotte noch vorlesen wird. Die im Roman verwendete Ossian-Passage stellt eine Übersetzung dar, die Goethe selbst in Straßburg für Friederike Brion angefertigt hatte. Mit Charlotte Buff-Kestner und deren Lesevorlieben hatte der Ossian durchaus nichts zu tun. Den Kanarienvogel dagegen, mit dem Lotte ein so aufreizendes Spiel in Werthers Gegenwart treibt, hat es wirklich gegeben, wie wir aus Berichten von Besuchern im heute so genannten „Lottehaus“ wissen.

Wenn Goethe nun wesentliche Eigenschaften der jungen Dame aus Wetzlar bei der Konzeption seiner Romanfigur „Lotte“ beibehalten, sie allerdings mit eigenen Eigenschaften anderer junger Damen verbunden hat – Sie erinnern sich an seine bereits erwähnte Montagetechnik! – dann mag ihm das als ein Stück

„Frauenlob“ vorgekommen sein, wie es die Literatur seit Jahrhunderten kannte. Dass es die junge Frau Kestner in Hannover allerdings arg genierte, durch Goethes Buch als tanzwütig, von handgreiflichem Temperament und der ehelichen Treue nicht bis zur letzten Konsequenz verpflichtet zu erscheinen, können wir aus heutiger Sicht leicht nachvollziehen. Erst sehr viel später hat sie dann realisiert, dass ihre literarische Doppelgängerin für sie beträchtliche Vorteile hatte.

Erlauben Sie mir, die dritte Hauptfigur des Romans, Albert, hier zu übergehen. Der Grund liegt darin, dass Goethe selbst offenbar den Eindruck hatte, Johann Christian Kestner geschadet zu haben, indem er ihn zum Vorbild des „Albert“ machte. Bei der Umarbeitung des Romans 1786 hat er nämlich vor allem dieser Figur große Aufmerksamkeit geschenkt und versucht, sie ein klein wenig sympathischer zu gestalten.

Sehen wir vielleicht abschließend nach, wie Goethe mit den zeitlichen und örtlichen Verhältnissen in Wetzlar umgegangen ist. Wie weit hat er sie beibehalten, wie weit hat er sie umgestaltet, welche hat er ganz ausgelassen?

Es eignet sich für diese Fragestellungen besonders der Brief vom 16. Juni, in dem Werther davon berichtet, dass und wie er Lotte kennen gelernt hat. Es ist der Bericht über den Ball, bei dem Werther und Lotte so exstatisch tanzen, ein Gewitter sich entlädt und Lotte im entscheidenden Moment ihre Kloppstock-Kenntnisse verrät.

Dieser Brief ist der *längste* des Romans, und sicher ist es alles andere als ein Zufall, dass der Brief, den Werther am genau gleichen Tag des *Folgejahres* schreibt, der *kürzeste* des Romans ist: Er ist genau zwei Sätze lang! In solchen kompositorischen Phänomenen äußerte sich übrigens Goethes Absicht, dem Roman eine eigene Kunstform zu geben. Auf weitere diesbezügliche Merkmale verzichte ich an dieser Stelle.

Die Einleitung des Briefs ist ziemlich das Chaotischste, das je von Goethes Schreibtisch geflattert ist. Jeder Deutschlehrer-Rotstift zuckt heftig und möchte spätestens ab Zeile fünf an den Rand schreiben: „Werther, kommen Sie zur Sache!“ oder vielleicht auch: „Werther, erst denken, dann schreiben!“ Immerhin erfährt der Brieffreund Wilhelm, dass Werther „*eine Bekanntschaft gemacht hat, die mein Herz näher angeht*“, und wenig später weiß er dann auch, dass es wahrscheinlich ein Mädchen ist – Gott sei Dank! – und schließlich, dass dieses Mädchen Verstand hat und trotzdem einfältig ist, dass sie offenbar gleichzeitig nett und stur und höchst lebendig ohne nerviges Zicken sein kann. Das klingt jedenfalls vielversprechend! Dann ist es aber auch schon vorbei mit dem Schreiben. Werther hat diesen Brief noch vor Sonnenaufgang unter dem unmittelbaren Eindruck der Erlebnisse des Abends und der Nacht begonnen; die Fort-

setzung aber gibt es erst am Abend nach dem Abendessen, denn er musste einfach zu dem soeben aufgetauchten Wunderkind hinausreiten. Immerhin: Jetzt, am Abend, schafft er es endlich, dem Freund mitzuteilen, dass die zu Herzen gehende Bekanntschaft die schon früher flüchtig erwähnte älteste Tochter des Amtmanns ist, dass man sich bei einer Party – sprich: auf einem Ball – kennen gelernt hat und dass sie Charlotte heißt.

Fragen wir lieber schon gleich hier, wie Goethe es in diesem Brief mit dem Erlebten und dem Erdichteten gehalten hat, und das heißt, wie die Wetzlarerin Charlotte Buff auf die Charlotte des Romans abgefärbt hat, die auch „Mamsell Lottchen“ oder kurz „Lotte“ genannt wird.

Nun – es hat diese Party tatsächlich gegeben. Sie fand am 9. Juni 1772, nicht am 15. Juni 1771, in dem Dörfchen Volpertshausen statt, das ungefähr 6 km südlich von Wetzlar liegt und heute zur Gemeinde Hüttenberg gehört. Die Idee zu dieser Party – zu Werthers Zeiten sagte man noch „Ball“! – hatte im Roman Werthers Clique gehabt (er nennt sie „*unsere jungen Leute*“). Sagen wir ab jetzt einmal „Goethe“ statt „Werther“, dann hätte diese Clique aus etwa 15 jungen Juristen bestanden, die alle mehr oder weniger eng mit dem Reichskammergericht verbunden waren, sei es, dass sie – wie Goethe – ein Gerichtspraktikum machten, sei es, dass sie bei Gericht angestellt waren oder dass sie zu jener Diplomatenkommision gehörten, die als Visitationskommission seit 1767 im Auftrag des Kaisers die Tätigkeit des Gerichts untersuchen und verbessern sollte. Johann Christian Kestner gehörte als Sekretär ebenso zu dieser Kommission wie Karl Wilhelm Jerusalem, der sich in der Nacht vom 29. auf den 30. Oktober 1772 mit einer Pistole erschoss, die er sich von Kestner geliehen hatte. Ich erspare es mir jetzt, auch die übrigen Mitglieder der Clique aufzuzählen, die heute doch niemand mehr kennt. Den jungen Männern war eine Sache gemeinsam: Sie sehnten sich nach der Gesellschaft junger Damen, mit denen sie ihre Freizeit hätten verbringen können.

Warum war es damals so schwierig, ein Mädchen kennen zu lernen, und wie hat man sich aus dieser Problemlage herausmanövriert?

Es ist ja bekannt, dass die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts ständisch gegliedert ist und dass es mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden war, wollte man die engen Grenzen eines Standes überspringen. Adlige heirateten Adlige, und Bürgerliche suchten den Kontakt zu Bürgerlichen. Dabei allerdings war es äußerst wichtig, ob ein bürgerlicher junger Mann, wie beispielsweise Goethe, zum reichen oder intellektuellen Bürgertum gehörte oder zum Stand der kleinen Handwerker und Händler, die aber immerhin noch das Bürgerrecht in den Städten besitzen konnten, oder ob der junge Mann als Bauernsohn zur Landbevölkerung oder schließlich zu der großen Gruppe der Dienstleistenden gehörte, also als Knecht oder Diener sein Leben verbringen musste.

Die Clique Goethes in Wetzlar war ordentlich durchgesiebt und sozusagen handverlesen: Alle jungen Männer waren Juristen mit abgeschlossenem Studium und Mitglieder mehr oder weniger wohlhabender und einflussreicher bürgerlicher Familien, wie ich Ihnen am Beispiel der Väter Goethes und Jerusalems schon zeigen konnte. Als „passend“ kamen für diese jungen Männer also eigentlich nur Mädchen aus dem Kreis der bürgerlichen Gerichtsmitglieder – Richter, Anwälte und Verwaltungsbeamte – oder aus der wohlhabenden bürgerlichen Wetzlarer Oberschicht in Frage, zu der – mit einigem guten Willen! – auch die Familie des Amtmanns Buff gerechnet werden konnte. Alle jungen Mädchen aus diesen Familien sollten natürlich möglichst *gute* Partien machen, also vermögende oder beruflich aussichtsreiche junge Männer kennen lernen, die sie nach hinreichender Verlobungszeit dann auch heiraten konnten. Die Gerichtspraktikanten – wie z. B. Goethe – waren im Rahmen dieser Überlegungen keineswegs „erste Wahl“, denn verließen sie Wetzlar nach dem Abschluss ihres Praktikums wieder, hatten sie überdies meist noch keine einträglichen Anstellungen. Goethe war ja vor Praktikumsbeginn gerade ein Jahr als Anwalt in Frankfurt tätig und konnte von den bisherigen Einnahmen aus seinem Beruf sicherlich noch keine Familie ernähren. Die Sekretäre der Gesandtschaft hatten zwar eine, wenn auch zeitlich befristete Stelle, würden aber Wetzlar ebenfalls verlassen, wenn die Visitation des Reichskammergerichts abgeschlossen war und die Kommission sich auflöste. Allerdings hatten ja fast alle Sekretäre die Zusage von den entsendenden Reichsständen erhalten, nach Beendigung des Visitationsgeschäfts in eine feste Stelle übernommen zu werden. Insofern war Kestner aus der Sicht von Lottes Vater *erste* und Goethe allenfalls *zweite* Wahl. Allerdings waren Kestners Eltern nicht sehr vermögend, Goethes Vater aber galt als reich und war es auch. Sein damaliges Vermögen – Bargeld, Immobilien, Firmenbeteiligungen, Investitionen – würde heute etwa zweieinhalb Millionen Euro wert sein. Dass Lotte Buff unter diesen Umständen vielleicht schon ein paar Tage gebraucht hätte, um sich klar zu werden, welchem der beiden jungen Männer sie ihr Herz schenken wollte, wäre verständlich, hätte es da nicht Kestners Versprechen am Bett der sterbenden Mutter gegeben, sich um Lotte zu kümmern, sie also zu heiraten!

Außerdem hatte Goethe noch ein weiteres beträchtliches Manko: sein Alter. Als er Anfang Mai 1772 nach Wetzlar kam, war er 22 Jahre alt. Seinen 23. Geburtstag feierte er am 28. August in Lottes Haus, übrigens gemeinsam mit Johann Christian Kestner. Kestner allerdings war neun Jahre älter als Goethe und zwölf Jahre älter als Lotte. Goethe dagegen war also nur drei Jahre älter als Lotte. Damit eignete er sich etwa wie ein älterer Bruder durchaus für gemeinsame Freizeitunternehmungen, nicht aber als Ehemann. Ein nennenswerter Altersunterschied zwischen Ehemann und Ehefrau war damals durchaus erwünscht und deshalb völlig normal. Lottes Vater war 19 Jahre älter als ihre Mutter und zum

Zeitpunkt der Heirat gerade doppelt so alt wie seine Zukünftige, Goethes Vater war 21 Jahre älter als Goethes Mutter.

Nirgends im Roman ist die Rede von einem Altersunterschied zwischen Werther und Albert, dem Verlobten und späteren Ehemann der „Roman“-Lotte. Der Leser muss den Eindruck gewinnen, beide Männer wären gleichaltrig und daher gleich starke Bewerber um Lotte! Hier hat Goethe also mächtig und aus gutem Grund die historischen Fakten verändert.

Kehren wir zurück zu der brandheißen Frage: Woher sollten Goethe und seine Clique die Mädchen bekommen, ohne die ein Ball nicht denkbar war? Hier erwies es sich als vorteilhaft, dass Goethe in Wetzlar eine Verwandte besaß, die Hofrätin Lange, eine Schwester seiner Großmutter mütterlicherseits. Von den drei Töchtern der Hofrätin war eine verheiratet und ein noch zu jung zum Heiraten, so dass die Hofrätin nur eine Tochter zur Party beisteuern konnte. Aber sie selbst kam natürlich auch mit, schon als „Anstandswauwau“, zumal sie ausgesprochen gern tanzte. Und weil sie jedenfalls bei der Party anwesend sein würde, erlaubten auch einige mit ihr befreundete Familien ihren Töchtern die Teilnahme. So kamen schließlich 12 Damen und 12 Herren, also 24 Personen zusammen. Die praktische Hilfe seiner Großtante am Zustandekommen des Balls hat der Autor Goethe freilich verschwiegen. Über die Gründe können wir nur spekulieren. Immerhin genoss die Hofrätin Lange in der Goethe-Familie nicht den besten Ruf – wie wir dem ersten Brief Werthers entnehmen können.

Die Idee, den Ball nicht in Wetzlar zu veranstalten, wo praktisch die ganze Stadt zusah, sondern nach Volpertshausen zu fahren und dort ein paar Räume im Hause eines nassauischen Forstbeamten zu mieten, stammte jedenfalls von Frau Lange und war absolut überzeugend: Die Hofrätin behielt die Übersicht, keiner konnte sich unbemerkt entfernen, und aus der Küche des dortigen Hausherrn kamen Essbares und die nötigen Getränke. Goethe mietete eine Kutsche, holte zuerst die Tante nebst Tochter ab und fuhr dann zum Deutschordenshof, um dort als letzte die Demoiselle Charlotte Buff abzuholen, die auch – und zwar wegen ihrer Bekanntschaft mit Goethes Tante – zum Ball eingeladen war.

Zur Goethezeit war es nicht üblich, bei einer Partybegleiterin zu klingeln, sich dann wieder ins Auto oder ins Taxi zu setzen und dort zu warten, bis die Eingeladene erscheinen würde. Also geht Werther – wir sind jetzt wieder im Roman! – ins Haus und wird hier *im Vorsaal* Augenzeuge der letzten Arbeiten, die Lotte noch zu erledigen hat, ehe sie zu Werther und den beiden anderen Damen in die Kutsche steigen kann. Goethe hat im Geburtshaus von Charlotte Buff, dem heute so genannten „Lottehaus“, diesen Moment am 9. Juni 1772 selbst erlebt. Das Bild der Neunzehnjährigen, die gerade noch ihren kleineren Geschwistern das Brot zum Abendessen abschnitt und ihre elfjährige Schwester Sophie für die

Zeit ihrer Abwesenheit zur Oberaufseherin der jüngeren Geschwister ernannte, hat sich ihm tief eingepägt.

An dieser Stelle des Romans begegnen und durchdringen sich Faktisches und Fiktion vielleicht enger als an anderen Stellen. Was die Gestalt der Lotte betrifft, so erscheint die literarische Figur hier ebenso resolut, umsichtig und durchsetzungsfähig wie die reale Lotte Buff, die – wie wir sahen – über eine geradezu beängstigende Autorität verfügt haben muss. Das weiße Partykleid mit den rosa Schleifen hat es ja auch tatsächlich gegeben, denn Goethe verwahrte noch lange – wie Werther! – eine der rosa Schleifen als Geschenk von Lotte. Für Lotte Buff mag der alltägliche Vorgang des „Brotschneidens“ wenig Außergewöhnliches gehabt haben. Bei Goethe muss das Beobachtete dagegen ganz andere und sehr tiefe Empfindungen ausgelöst haben: Die Gestalt eines gut aussehenden Mädchens, das in idealer Weise die Fähigkeiten einer Hausfrau und Mutter mit den Reizen einer noch freien Partnerin verband, hat ihn tief beeindruckt. Auch das Verhältnis der vielen jüngeren Geschwister untereinander wird ihm, der nur eine Schwester hatte, weil vier jüngere Geschwister frühzeitig verstorben waren, also aufgefallen sein, und vielleicht hat es sogar ein wenig Neid bei ihm geweckt. Die Kinder waren ja offenbar nicht, wie in seinem eigenen Elternhaus üblich, sorgfältig gekleidet und zu gebührender, höflicher Zurückhaltung gegenüber Fremden angehalten worden. Werther küsst einen kleinen Jungen trotz dessen laufender Nase. Zwei Brüder Lottes wollen und dürfen noch ein Stück mit der Kutsche mitfahren. Kein Kind quengelt; von Schlagen, Stoßen und Schreien bei der Brotzuteilung ist nirgends die Rede. Was Werther allerdings in diesen Augenblicken sieht, scheint gegenüber dem, was er empfindet, doch von eher untergeordneter Bedeutung zu sein: Er sieht vor allem Lotte und berichtet über alle diese Einzelheiten nur, weil alles um sie herum sich wie durch Zauberkräfte auf einfachste, natürlichste, harmonische und friedliche Weise zu regeln scheint. Sie selbst bezieht ihn wie ein entferntes Familienmitglied in das Geschehen mit ein, macht keine Umstände und redet einfach, klar und bestimmt, aber doch auch mit Wärme und Herzlichkeit. Vieles im Text lässt erkennen, dass sie für Werther jetzt schon fast ein Engel ist – ein sicherlich verfrühtes, in jedem Falle übertriebenes und deshalb höchst gefährliches Gefühl.

Schauen wir also, was Goethe in diesem Brief sonst noch den Ereignissen hinzugefügt hat, um die subjektive Sicht durch die Augen seines Helden überzeugend zu gestalten.

Die reale Lotte hat immer bestritten, ein Spiel vorgeschlagen zu haben, bei dem männliche Mitspieler mehr oder weniger kräftig geohrfeigt wurden. Im Romantext aber ist dieses Spiel wichtig, denn Werther meint, ein paar besonders saftige Maulschellen von Lotte abbekommen zu haben! Dass er während des Tanzes mit Lotte

weitgehend das Bewusstsein verliert – womit ich nicht meine, dass er ohnmächtig würde, sondern dass er offenbar zeitweilig völlig vergisst, was um ihn herum geschieht – das charakterisiert die Geschehnisse als ein Ausnahmeereignis, das bei aller gebotenen Zurückhaltung doch orgasmus-ähnliche, jedenfalls aber exstatische Züge aufweist. Als dann Alberts Name genannt wird und Lotte ihm sagt, dass sie mit Albert fast verlobt sei, gerät Werther im wahrsten Sinn aus dem Takt und bringt ziemlich alle Tanzpaare durcheinander. Wir lesen: „*Lottes ganze Gegenwart und Ziehen und Zerren war nötig, um es schnell wieder in Ordnung zu bringen.*“

Das ist offenbar ein böses Omen!

Aber auch das gewittrige Gewölk, das man bei der Ausfahrt aus der Stadt am Himmel bemerkt hatte, war ja ein solches böses Omen! Jetzt bricht nämlich das Unwetter tatsächlich los: Blitze zucken, der Donner kracht, Sturzregen prasselt nieder. Die Stimmung sinkt auf Null, und wenn ein solches Gewitter sich damals wirklich ereignet haben sollte, dann standen jetzt wahrscheinlich der Hofrätin Lange die Haare zu Berge, weil die jungen Männer ihre Chance nutzten, besonders ängstliche Damen durch intensives Küssen vor den meteorologischen Gefahren zu schützen. Lotte aber bietet beherzt selbst dem grollenden Himmel die Stirn und schlägt das schon erwähnte Zählspiel mit Ohrfeigengarnitur vor. Aber dann ist das Ärgste vorbei, und der Leser fragt sich, wie um alles in der Welt die Geschichte nun weitergehen soll, weil doch einige Damen schon nach Hause wollen und einige Herren bereits vor dem Haus rauchen, was immer ein Zeichen für abnehmende Lust der Männer am Feiern ist! Wie strafft man, wie strafft Goethe jetzt die absackende Spannungskurve in Werthers Brief?

Lotte und Werther treten ans Fenster. Das Gewitter zieht ab, ein letzter sanfter Regen, der Duft einer Sommernacht auf dem Lande und dann nur dies eine Wort, das Lotte haucht: „Klopstock!“ Werther ist nun völlig die blanke Empfindung, denn Lotte meint in diesem Moment ein ganz bestimmtes Gedicht und darin zwei ganz bestimmte Strophen, die auch Werther sofort erkennt:

*„Ach schon rauschet, schon rauschet
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstet sie! Die Erd erquickt,
Und der Himmel der Fülle des Segens entladen!*

*Siehe, nun kömmt Jehovah nicht mehr im Wetter!
Im stillen, sanften Säuseln
Kömmt Jehovah!
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!“*

Wer hätte einen besseren Schluss finden können?

Wäre dieser wunderbare Schluss, der einen der meisterhaftesten Spannungsbögen in der deutschen Erzählkunst innig ausklingen lässt, wäre er so in der Wirklichkeit des 9. Juni 1772 im nassauischen Jägerhaus in Volpertshausen bei Wetzlar möglich gewesen?

Keinesfalls!

Klopstocks Gedichte waren damals in keiner Buchausgabe im Handel zu kaufen. Er galt zwar damals als einer der Besten in Sachen Lyrik in Deutschland. Aber seine Lyrik war schwer erreichbar. Ein damals enger Freund Goethes, Johann Heinrich Merck, hatte erst 1771, also im Jahr vor Goethes Wetzlar-Aufenthalt, im Auftrag der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt eine erste Ausgabe der Gedichte Klopstocks in Buchform besorgt und dazu mit einer Gruppe von Freundinnen und Freunden die verstreuten Einzeldrucke der Klopstockschen Gedichte zusammengesucht. Die Darmstädter Buchausgabe umfasste 47 Gedichte, darunter natürlich auch die Ode „Die Frühlingsfeier“. Die Ode war schon 1759 entstanden und auch gedruckt worden. Damals war Lotte Buff ganze 6 Jahre und Goethe gerade 10 Jahre alt. Auch war der am Darmstädter Hof entstandene Band mit Klopstock-Lyrik keinesfalls für den Buchhandel bestimmt. Er wurde in nur 34 Exemplaren gedruckt und mit dem gedruckten Namen jedes einzelnen Empfängers auf der Titelseite versehen. Damit waren die 34 Exemplare praktisch unverkäuflich! Wie hätte Lotte je einen dieser kostbaren Privatdrucke in die Hand bekommen sollen? Wie aber hätte dann das Zauberswort „Klopstock“ der realen Charlotte Buff im Volpertshäuser Ballsaal einfallen können?

Kommen wir zum Schluss:

Wir haben gesehen, dass Goethe die Geschehnisse jener Wetzlarer Tage mit Umsicht auswählt, neu arrangiert und jedenfalls so perspektiviert, wie sie seiner Hauptfigur, dem jungen Werther, erscheinen sollen. Er hatte offenbar weder vor, einen Reiseführer für Wetzlar und Umgebung zu schreiben noch ein Stück Autobiografie abzuliefern. Es ist nicht der Anteil an tatsächlich Geschehenem, der uns Goethes ersten Roman so erstaunlich erscheinen lässt, es ist die staunenswerte Sicherheit, mit der er in Prosadingen noch nicht allzu Versierte das Erlebte durch seine Phantasie bereichert und diese „Zutaten“, wenn Sie so wollen, untrennbar mit den Personen, Plätzen, Daten und Fakten der Wetzlarer Episode verbindet. Das ist ein unerhörter Geniestreich gewesen. Ob er mit ein bisschen mehr Wetzlar noch genialer ausgefallen wäre, weiß ich nicht. Aber weniger Wetzlar, weniger Lotte Buff, weniger Reichskammergericht hätte es wohl auch nicht sein dürfen.

Ideen zu Johann Christian Kunth, den Brüdern Humboldt und ihrer Mutter

VON HANNO BECK

Goethe, der sie beide verehrte, nannte sie „Dioskuren“. So hatten die Griechen Kastor und Pollux, die Söhne des Zeus, genannt, und die Deutschen gebrauchten den edlen Begriff auch, wenn sie eine unzertrennliche Freundschaft bezeichnen wollen.

Unzertrennlich waren die deutschen Dioskuren Wilhelm und Alexander keineswegs. Sie waren, Gott sei Dank, sogar recht verschieden, oft auch viele Jahre voneinander getrennt und dann nur in einem immer regen Briefwechsel vereint. Allerdings waren sie beide stolz darauf, ihre Familie zur Blüte gebracht zu haben.

Den Brüdern Humboldt wurden leider gar zu oft immer wieder von ihren Autoren dieselben Themen gewidmet. Dagegen sind die grundlegend wichtigen Probleme ihrer Jugendzeit nie zusammenhängend dargestellt worden.

+

Ihre Eltern waren Alexander Georg von Humboldt (1720–1779), preußischer Major und Kammerherr, und Marie Elisabeth, verwitwete Frau von Holwede (1741–1796), aus der hugenottischen Familie Colomb. Der Vater war besonders lebensfroh und liebte beide Söhne, die ihn nie vergessen konnten. Er war allgemein beliebt. Er hatte alle drei Schlesischen Kriege miterlebt und war Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gewesen. „Zeitlebens“ hatte er das Vertrauen Friedrichs des Großen besessen. Unter Friedrich Wilhelm II. hatte man an ihn, der auch an der Pacht der Lotterie und Tabakregie beteiligt war, als Kabinettsminister gedacht. Die Mutter besaß ein beachtliches Vermögen und mehrere Güter. Sie brachte ein Stadthaus und Schloss Tegel in Erbpacht mit. Sie war besonders pflichtbewusst und innerlich calvinistisch vorgeprägt, doch ohne strikte kirchliche Bindung. Sie wirkte kalt und war leider ohne mütterliche Wärme. Trotz ihrer Sparsamkeit setzte sie alles an den Bildungsweg ihrer Söhne. Darin übertraf sie die meisten adligen Familien Berlins bei weitem.

Die Eltern hatten Joachim Heinrich Campe (1746–1818) 1769 als Hauslehrer oder „Hofmeister“ eingestellt, wie man damals sagte, und zwar zunächst nur für den ältesten Sohn Heinrich Friedrich Ludwig Ferdinand von Holwede (1763–1817), den die Mutter aus erster Ehe mitgebracht hatte zusammen mit anderen Holwedens, wie wir noch sehen werden. Sein Unterricht erstreckte sich schließlich auch auf Wilhelm, der bei Campe Lesen und Schreiben lernte „und etwas Geschichte und Geographie, nach damaliger Art, die Hauptstädte, die so

genannten sieben Wunderwerke der Welt usf. ((und so fort))“. Als Campe 1775 noch einmal zurückkehrte, hat er Alexander in ähnlicher Weise unterrichtet und wurde nun auch sein erster geographischer Lehrer, der allerdings noch mehr auf ihn einwirkte mit seinem bis heute nachwirkenden, großen Bucherfolg „Robinson der Jüngere“ (1. Aufl. Hamburg 1779) und zunächst vor allem mit seinen sehr guten Berichten über Entdeckungsreisen. Es gab noch mehrere Hofmeister, die keineswegs Spuren, wie Campe und einige andere, hinterlassen haben.

Der Hausunterricht wurde straffer, als Gottlob Johann Christian Kunth (1757–1829) 1777, zwei Jahre vor dem Tod des Vaters, eingestellt wurde. *Merkwürdigerweise tauchte er in allen bisherigen Darstellungen nur wie ein Schemen auf – unverständlicherweise, denn gerade er hat tiefe Spuren hinterlassen und blieb bis zu seinem Tod mit Alexander und Wilhelm verbunden.* Kunths Vater war ein keinesfalls unbedeutender evangelischer Pfarrer und Superintendent gewesen. Sein Sohn hatte den Hofmeisterdienst, der für Kandidaten der Theologie fast üblich geworden war, vermeiden wollen und hatte deshalb Jura studiert. Da ihm die Mittel ausgingen, wurde er über Verbindungen, die ein älterer Bruder besaß, der ihn bisher unterstützt hatte, der Familie von Humboldt empfohlen. Er hat selbst den Vater der Brüder Humboldt als „Glück seines Lebens“ bezeichnet: „Der Mann macht mich so glücklich als mans unterm Mond werden kann.“ Dennoch waren ihm die feudalen Verhältnisse des Hauses zunächst „fatal“ erschienen. Doch man war bald zusammengedrückt. Hatte man zunächst nur Unterricht und vor allem in französischer Sprache von ihm erwartet, so gewann er nun bald das Vertrauen des Hausherrn, „der ihm allerlei wirtschaftliche Angelegenheiten“ übertrug und ihm sogar den Empfang vornehmer Personen, wie des Herzogs von Braunschweig, anvertraute, als er die „honneurs“ machen musste. Doch leider starb der Major Alexander Georg von Humboldt bereits 1779. Nun trat eine gewisse Wartezeit ein, bis die Vermögensverhältnisse durch den Kammergerichtsrat Weisbeck 1781 geklärt waren. Dieser Jurist hatte Kunth schon kennen und schätzen gelernt und ihn hinzugezogen. „Dies nahm so zu, daß ich bald der ganzen Verwaltung der Güter und des Geldvermögens allein vorstand und kaum mehr 50 Taler eingenommen oder ausgegeben wurden als durch meine Hand“, so hat es Kunth selbst festgestellt. Darüber vernachlässigte er „aber keineswegs die Erziehung der beiden Knaben, die ihm immer mehr zu einer Sache des Herzens wurde“, haben die beiden Autoren seiner Biographie geschrieben.

+

Erst infolge des frühen Todes des Majors von Humboldt hat sich das Zusammenwirken der Mutter mit Kunth ergeben, der nun zum Oberhofmeister werden konnte. Als Lehrer korrigierte er laufend Reden und Übersetzungen aus fremden Sprachen, die er anfertigen ließ. Wilhelm von Humboldt hat bezeugt, dass

Kunth, der selbst gut Französisch sprach, ihn diese damals gesellschaftlich unumgängliche Sprache ohne Grammatik und mit Gesprächen lehrte.

Unvergessliche Lehrer waren auch der angesehene Jurist Ernst Ferdinand Klein (1743–1810), der an der preußischen Codification mitarbeitete, und Wilhelm über Naturrecht vortrug. Beide Brüder sehr beeindruckt hat der Philosoph Johann Jacob Engel (1741–1802), dessen Werk „Der Philosoph für die Welt“ (2 Bde. Leipzig 1775–1777) damals recht bekannt war. Er hatte auch Texte Moses Mendelssohns (1729–1786) und Christian Garves (1742–1798) mit der Fülle seiner ästhetisch-philosophischen und kritischen Versuche verbunden. Diesem Philosophen wurde der größte Einfluss auf Wilhelm zugeschrieben. Ihm habe er vor allem seine „frühe Liebe zu den Griechen“ verdankt (Anna von Sydow).

+

Kunth sah in Wilhelm von Humboldt den entschieden begabteren der beiden Brüder und wollte Alexander auf die damals oft sehr ambivalent bewertete Kameralistik abdrängen, die an der Universität Göttingen ihr Vorbild erreicht hatte: Es ging um Wissenschaften, wie Landwirtschafts- und Bergbaukunde, Forst- und Handelswissenschaft. Polizeiwissenschaft war reine Staatsverwaltung ohne Justiz, Finanz- und Militärwesen. Hinzu gehörte der Begriff der Technologie, der 1772 von Johann Beckmann, Humboldts künftigen Lehrer, geschaffen wurde. Er verstand darunter die Lehre der rohen wie der schon bearbeiteten Materialien zu allen den höchst verschiedenen Arten des Gebrauchs. Er verband seine Technologie mit der Kameralistik.

+

Ein Problem stellten für Wilhelm und Alexander die Mitglieder der Familie Holwede dar, welche die Mutter mit in das Haus gebracht hatte: Zur Familie gehörte der Sohn Heinrich Friedrich Ludwig Ferdinand von Holwede (1763–1817), nun der Stiefbruder beider Brüder. Er diente als Leutnant im Regiment Gensdarmes. Über ihn schrieb Wilhelm: „Der Wunsch, ihn in der Kassiopaea wiederzusehen, ist bloß ein anderer Ausdruck für das, was wir ((Wilhelm und Alexander)) durch den Würgeengel bezeichnen“. Die Familie wurde vollständig von einem Onkel, einer Tante und der Cousine Minette. Wilhelm sprach von „Familienennui“, von der Familienlangeweile. Der Onkel sei „undelikat“. Die alte Tante schmeichele jedem, von dem etwas zu hoffen sei, kriechen vor der Mama und schreie hinter dem Rücken. Minette, die Cousine, füge sich in die Umstände, so gut es ginge, suche soviel Vergnügen wie möglich und sei reduziert, jeden Mann für das bessere Schicksal zu halten. Sie werde von der Mutter par boutade ((je nach Laune)) gehasst. Die Tante werde von ihr verachtet.

Wenn die jungen Brüder Humboldt im Park des Schlosses Tegel spielten, dann sprangen und tollten sie. Im Winter glanerten, schurrten oder glitten sie auf „Wasserergießungen“ wie andere Jungen auch.

Nun war Berlin eine Stadt, die sehr wohl Theateraufführungen und musikalische Veranstaltungen kannte. Hier wies die Erziehung eine Lücke auf. Sie haben beide keinen Musikunterricht erhalten und galten später rechtens als unmusikalisch. Alexander nannte die Musik gar „eine calamité sociale“, vermied den Besuch des Auftritts von Sängerinnen und Sängern, und als er z. B. einem Klaviervirtuosen zuhören sollte, schlief er ein – wie Napoleon regelmäßig im Theater.

Dennoch war Alexander ein sehr guter Tänzer und hat schon als junger Kerl Henriette Herz das neueste „menuet à la reine“, einen Kurzschritttanz im Dreivierteltakt, beigebracht. Er sollte in seinem Leben sehr viele Frauen kennen lernen und zollte auch im Fall einer wissenschaftlichen Begabung, regelrecht gegen den Strom sonstigen männlichen Verhaltens, noch jeder begabten Frau seine Achtung. Auch während seiner Reisen hat er mit Frauen – keineswegs nur weißer Hautfarbe – getanzt.

+

Die Brüder Humboldt erwarben im Hausunterricht ausgezeichnete Kenntnisse. Doch die Mutter, die ihnen mit Kunth sogar regelrechte Bildungserlebnisse ermöglichte, gewann dennoch nie ihre Liebe. Merkwürdig, genossen denn beide nicht unendliche Vorteile im Vergleich zu den meisten anderen des gleichen Alters? So schwer verständlich es nach allem Vorhergehenden ist, beide haben über ihre Jugendzeit mehr geschwiegen als geredet. Wir werden noch mehr darüber hören.

Wilhelm war ein vorzüglicher Kenner des Griechischen und des Lateinischen geworden, und gründliche Nachforschungen erwiesen, dass auch Alexander z. B. unerwartet gute Kenntnisse der lateinischen Sprache und Literatur besaß. Kunth behandelte beide Brüder wie Zwillinge, als wenn Alexander nicht zwei Jahre jünger gewesen wäre. Pädagogisch wurde nichts ausgeglichen. Doch nicht nur deshalb galt Wilhelm als der begabtere Schüler, er war es auch. Selbst Alexander hat das bezeugt.

Insgesamt war er im Vergleich zum Bruder spätreif. Allerdings sollte die Zeit zu Gunsten Alexanders vieles ausgleichen, was man jetzt noch nicht ahnen konnte. Ansätze waren schon vorhanden. So war er bereits ein sehr begabter Zeichner, der, von Daniel Chodowiecki (1726–1801) geschult, sehr Beachtliches leistete. Schon früh hatte er die Zimmer seiner Mutter mit seinen Bildern tapeziert und bald auch Karten kopiert, wobei schon eine geographische Liebe zu Umrissformen von Ländern und Seen mitsprach, die er selbst bezeugte. Eine Amerikakarte, die 1783 entworfen wurde, hat sich z. B. erhalten: Nordameri-

ka zeigte im Nordwesten noch eine klaffende Lücke unentdeckten Landes. Südamerika, mit Äquator und Wendekreis, wies schon die Tropenzone auf, die früh, „seit seiner ersten Jugend“, das Land seiner Sehnsucht wurde. Damit kündigte sich schon an, dass Alexanders Lebenslinie nicht so geradlinig verlaufen würde wie die Wilhelms, dem der Beruf des Juristen genügte. Die Mutter und Kunth haben dies nie geahnt. Beide hatten annehmen dürfen, ihr Hindrängen auf den Beruf des Kameralisten und Technologen werde Alexander genügen. Sie haben beide nie etwas von seiner strikt geheim gehaltener Reiseplanung erfahren. Kunth, der die Mutter lange überlebte, war später über Alexanders Erfolge erstaunt, und nach einer Anekdote soll er einmal gesagt haben: „Von mir hat ers nicht!“ Schon jetzt war Alexander ein zungenfertiger und notfalls ironisch treffender Redner, oft mit dem losen Mundwerk des geborenen Berliners, der er zeitlebens blieb.

J. H. Campe hatte Wilhelm und Alexander die ersten und durchaus wichtigen Geographica vermittelt. Ein nächster Schritt erfolgte, als Kunth, natürlich mit Genehmigung der Mutter, seinen Zöglingen Zugang zu einer Privatvorlesung Christian Wilhelm Dohms (1731–1820) verschaffte, die eigentlich zunächst nur einem jungen Grafen vorbehalten gewesen war. Dohm war nicht nur in dem grundlegenden Werk „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“ (Berlin 1786) entscheidend für deren Emanzipation eingetreten, sondern hatte als Schwiegersohn des Verlegers Helwing in Lemgo den Ruf des führenden deutschen Geographen Anton Friedrich Büsching (1724–1793), Oberconsistorialrat in Berlin, aufgenommen und im Verlag seines Schwiegervaters das großartige Werk des ersten deutschen Japan-Klassikers Engelbert Kaempfer (1651–1716) herausgebracht: „Geschichte und Beschreibung Japans“ (2 Bde. Lemgo 1777–1779). Seine Privatvorlesung können wir nach einer Aufzeichnung Wilhelm von Humboldts beurteilen, die wesentlich auch von Büschings Denken zeugte.

Eines der tiefsten Bildungserlebnisse beider Brüder war ihr Besuch an der Seite Kunths im führenden Salon Berlins von Henriette Herz, geb. de Lemos, aus sephardischer Familie. Sie war eine viel gerühmte Schönheit an der Seite ihres Mannes, der als Arzt wirkte und Kants Lieblingsschüler gewesen war. Als Kant im August 1770 zum ordentlichen Professor ernannt wurde, übertrug er Markus Herz die Verteidigung seiner Inauguraldissertation, eine Arbeit, die als Vorstudie der „Kritik der reinen Vernunft“ gilt. Beide Humboldts hatten bereits im Hausunterricht mehr als den Namen Kants vernommen; hier könnten diese Hinweise schon mit wenigen Worten bereichert worden sein. Der Arzt Markus Herz hatte, wie ein Symbol der Aufklärung in Berlin, als erster an seinem Haus einen Blitzableiter anbringen lassen, damals in Deutschland noch ein theologisch diskutierter Vorgang. In Henriettens Salon begegnete Alexander erstmals Johann Friedrich Zöllner (1753–1894), noch Probst, doch bald, wie sein Kolle-

ge Büsching, Oberconsistorialrat und Mitglied der Preußischen Akademie seit Oktober 1791. Er war auch Mitglied der sehr einflussreichen „Mittwochsgesellschaft“, einer ausgesprochen geheimen Societät, die für die Aufklärung des Staates wirkte. Zöllner gehörte mit einigen wenigen Berufsgenossen zu den offenen Gegnern des berüchtigten Wöllnerschen Religionsediktes vom 9.7.1788, das im Dezember 1793 zurückgenommen werden musste; es war u. a. sehr aufklärungsfeindlich gewesen.

+

Im Oktober 1787 begannen Wilhelm und Alexander, von Kunth begleitet, ihr Studium in Frankfurt an der Oder an der Alma Mater Viadrina. Sie galt mit Halle als wichtigste Vertreterin der gering angesehenen Kameralistik in Preußen. Alexander traf hier bei keinem seiner Lehrer auf die Wissenschaft, die er wünschte, und erreichte Fortschritte nur im eingeschränkten Selbststudium. Kunth hielt ihn für gescheitert. Man fuhr nach einem Semester nach Berlin zurück.

Während Wilhelm sofort in Göttingen weiterstudieren durfte, sollte Alexander zunächst von Hauslehrern weiter unterrichtet werden. Außerdem wollte der Oberhofmeister ihn erneut auf die Kameralistik und Technologie im oben schon erwähnten Sinn festlegen, weshalb er den ihm bekannten, hochrangigen evangelischen Geistlichen Johann Friedrich Zöllner ins Haus rief. Ohne es je zu erfahren, sollte er mit dieser Berufung Alexander einen eigenen Weg bahnen. Zöllner ging völlig anders vor als die andern Hauslehrer. Im Gespräch erfuhr er schnell die Interessen seines neuen Schülers. Bald waren die beiden Freunde. Endlich wurde der Schüler ernst genommen. Beide ritten in die Umgebung zu Besichtigungen von Betrieben, sahen zusammen in der Akademie der Künste ein zeitgenössisch großartiges Relief des Riesengebirges eines einfachen Schlesiens, das der Bergbauminister Friedrich Anton Freiherr von Heynitz ankaufen ließ. Durch Zöllner erfuhr der Schüler erstmals von Thaddäus Haenke, dem sudetendeutschen Teilnehmer an der Weltreise Alessandro Malispinga di Mulazzos. Haenke war nicht heimgekehrt, sondern in Südamerika geblieben. Jetzt öffnete sich ihm erstmals moderne Geographie der Hochaufklärung von Natur und Mensch mit ersten Ansätzen zu dem, was wir erst seit 1866 mit dem von Ernst Haeckel geprägten Begriff Ökologie benennen. Die Gestalt und Leistung Johann Friedrich Zöllners hat der gegenwärtige Autor in „Die Dioskuren II“ der Humboldt-Gesellschaft (Mannheim 2000, S. 13 - 44) erstmals ausführlich gewürdigt. Es dürfte höchstwahrscheinlich seine letzte große Entdeckung im Rahmen der A. v. Humboldt-Forschung sein.

Damals wurde Alexander endlich einmal ein erster freier Ausgang genehmigt. Jeder Schritt, den er nun tat, war uns schon sehr früh bekannt. Er erreichte in der ersten Begegnung mit Carl Ludwig Willdenow (1765 – 1812), dem be-

deutendsten Botaniker Berlins, die ideale Fortsetzung seiner Freundschaft mit Zöllner. Willdenow war der Zweite, der ihn endlich ernst nahm, mit ihm in die Landschaft um Berlin zu gemeinsamem Botanisieren und Lernen hinauswanderte und sein Freund wurde. Mit seinen Anregungen fand Alexander den Weg zur Pflanzengeographie, mit Zöllners Hinweisen den Weg zur Begründung der modernen Landeskunde im Mexiko-Werk. Natur und Mensch wurden nun vereint gesehen, wie es heute noch jedes moderne Lehrbuch der Ökologie tut und es das Geographische Dispositionsschema schon seit 1509 getan hatte. Willdenow, der lange als folgenreichster geographischer Lehrer Alexanders galt, hatte in Berlin den ebenbürtigen Partner gefunden.

Wäre Alexander jetzt schon ein freier Mann gewesen, wäre seine Forschungsreise in die Tropen schon viel eher ausgeführt worden. Er wollte nun selbst der Mutter und Kunth nicht zuwiderhandeln und setzte sein Studium fort. Er konnte auch gewiss sein, dass es sich irgendwie lohnen werde.

Zwischen Oktober 1787 und Februar 1792 hat Alexander von Humboldt an den Universitäten Frankfurt an der Oder, Göttingen, an der Handelsakademie in Hamburg und der Bergakademie in Freiberg in Sachsen insgesamt nur 2 Jahre und 10 Monate studiert. Von den Hochschulen, von Frankfurt abgesehen, hat er recht ergiebige Exkursionen ausgeführt. Er hat sich mit 10 Monaten und 23 Tagen am längsten in Göttingen aufgehalten und nie ein Examen abgelegt. Sehr entscheidend war, dass er mit großem diplomatischem Geschick sein Studium in Freiberg an der berühmten Bergakademie durchsetzte und es gewiss zur Zufriedenheit von Mutter und Kunth mit einer erstaunlichen Karriere vom Assessor cum Voto bis zum Oberbergrat (1.5.1795) rechtfertigte. Die Mutter und Kunth konnten sich über diesen Erfolg freuen. Schon im Februar 1794 war Alexander bereits die Leitung des schlesischen Bergbaus angeboten worden. Er hatte abgelehnt. Der Grund war die schon begonnene Reiseplanung, die er vor der Mutter wie vor Kunth strikt geheim hielt.

+

Wilhelm von Humboldt hatte sich früh in Caroline von Dacheröden (1766–1829) verliebt, eine Liebe, die ihm viel bedeutete. Beide gehörten zum „Tugendbund“, den Henriette Herz gegründet hatte. Caroline war die Tochter des Königlichen Kammerpräsidenten Carl Friedrich von Dacheröden in Erfurt, der Güter in Burgörner und Auleben besaß. Caroline hatte schon im Alter von acht Jahren die Mutter verloren. In ihr hatte Wilhelm eine ihm ebenbürtige Partnerin gefunden, die er später, wie die Kinder, auch Mutter nannte. Jesus Christus sagte einmal im Neuen Testament: „Ich will dich lieben, wie dich eine Mutter liebt.“ Eben das war es, was Marie Elisabeth von Humboldt fehlte und ihre beiden Söhne entbehrten. Dabei ist gewiss, dass diese, als ihnen solches bewusst

wurde, die Mutter nie beleidigt oder verachtet haben. Allerdings musste sie gewiss eines Tages bemerken, dass sie auch nicht geliebt wurde. Bei ihrer Kälte mag das weniger bedeutet haben, da sich die Söhne korrekt verhielten. Beide hatten sich in den Freundschaftskult geflüchtet, der in der Hochaufklärung dem Generationsgegensatz von Jung und Alt entsprungen war. Auch der elitäre Tugendbund zeugte davon. Er blieb geheim und strebte nach dem sittlich Besten. Er scheiterte bald, als eine Satzung auf Kosten der Freiheit engere Regularien festsetzte. Die Freundschaften konnten durchaus weiter bestehen. Alles in allem war es eindeutig, dass die Mutter und Kunth eine Ehe Wilhelms nicht ablehnen konnten, weil ihnen jede Begründung gefehlt hätte. Der diplomatische Alexander glaubte damals, es sei gut, wenn er die Kenntnis der Liebe Wilhelms der Mutter vermittele. Der ältere Bruder wollte das nicht, ließ aber doch den Vorschlag gelten. Alexander handelte, und als Wilhelm bei der Mutter erschien, war sie durchaus entgegenkommend. Schließlich war sie trotz Kunths immer noch die Verantwortliche für ihre Güter und ein beträchtliches Vermögen geblieben, denn der Oberhofmeister konnte nichts ohne sie tun. Als Wilhelm von Humboldt vor der Ehe Geld brauchte, hat er die Klugheit der Mutter gespürt. War es doch eigentlich üblich, dass der in diesem Fall recht vermögende Brautvater für die Kosten der Hochzeit aufzukommen hatte. Die Mutter hatte hier gewiss Recht, hatte sich aber wohl unnötig gesorgt. So half sie auch dem Sohn, der im Augenblick einer beginnenden Selbständigkeit noch über keine Einkünfte verfügte. Er hatte sich mit der bevorstehenden Ehe bereits dem Zusammenspiel von Mutter und Kunth entzogen. Doch hat die Eigenart der Mutter in der Seele beider Söhne tiefe Spuren hinterlassen. Als sie 1789 in Göttingen studierten, endete die Erziehungsaufgabe Kunths, der immer noch im Haus blieb und die Verwaltungsaufgaben besorgte.

Wilhelm war 1790 als Referendar am Kammergericht in den Staatsdienst eingetreten, den er bereits im Frühjahr 1791 wieder verließ. Erst der kenntnisreiche Historiker und Biograph Wilhelms, Eberhard Kessel, hat einmal nachgerechnet: Seine eigentliche öffentliche Tätigkeit „drängte sich in die Jahre 1809 und 1820 zusammen, denn die Jahre zwischen 1802 bis 1808 in Rom könnte man doch nur mit starker Einschränkung dazu rechnen. ((Er war damals Geheimer Legationsrat und Vertreter Preußens am päpstlichen Stuhl.)) Dadurch wird rein äußerlich sein Leben dahin gekennzeichnet, daß es sich zum geringsten Teil ‚in Geschäften‘ vollzog. Von den 68 Jahren seines Erdendaseins sind 50 überhaupt frei davon, 7 Jahre ein wenig damit befasst und nur 11 Jahre voll von ihnen, dann freilich so, daß er ganz in ihnen aufgegangen ist.“ Wir haben hier den seltenen Fall: Aufgrund eigenen großen Vermögens und des seiner Frau verwirklichte Wilhelm von Humboldt ein Bildungserlebnis von großem, innerem Reichtum und nie ohne Pflichterfüllung. Sein Bildungsbegriff erforderte dauernde Bemühung

und durchaus auch Hilfe für andere. Schon als Göttinger Student hat er zusammen mit Alexander einen armen Kommilitonen unterstützt und auch bis an das Ende seiner Tage immer noch stillschweigend geholfen. Die Forschung wird vermutlich nie alles aufdecken können. Sein elitärer Bildungsbegriff forderte Selbstbildung und Förderung anderer eben aufgrund dieser Bildung.

+

Hören wir nun von beiden Brüdern Urteile über ihre Jugendzeit: Am 22. Mai 1789 schrieb Wilhelm von Humboldt an Caroline von Dacheröden: „Du sahst in diesen Tagen, Li, einen Menschen bei Dir, der Dich gewiß sehr lebhaft an mich erinnerte. Ich meine Kunth. O! Ina, was der Name für Bewegungen in mir erregt, so oft ich ihn nur aussprechen höre, kannst Du nicht glauben. Er erinnert mich an Szenen, deren Andenken mich ewig erschüttern wird. Er leitete meine ganze Kindheit. Wie ich jetzt bin, so ward ich, nicht durch ihn, aber bei ihm, durch seine Veranlassung. Wenn Du den Gang meiner Begegnisse wüßtest, wenn Du all die Schritte sähest, die ich durchwandern mußte, alle die Lagen, die mich endlich zu dem sonderbaren Gemische guter und böser Eigenschaften, froher und kummervoller Empfindungen machten, das ich jetzt bin, gewiß Du würdest Deinen Wilhelm bedauern und den Gott segnen, der ihn Dir erhielt. Du kennst mich noch nicht, Lina, und der Gedanke quält mich schon lang. Wenn ich es mir denke, daß es Seiten in mir gäbe, die nicht harmonierten mit Deinem Wesen, daß Deine Liebe sich getäuscht fühlte – O! – laß ihn mich nicht vollenden den grauenvollen Gedanken;“ (Wilhelm und Caroline in ihren Briefen I, S. 38f.)

Die echte Liebe, die Wilhelm ergriffen hatte, drängte ihn zur Wahrheit, die nicht mehr geäußert wurde, weil er fürchten musste, seine Li zu verlieren. Er hat diese Einsicht bis zu seinem Tod für sich behalten und sie 1835 mit ins Grab genommen. Doch hatte er den Mut, sie seinen Tagebüchern und einigen Gedichten anzuvertrauen, die er geheim gehalten hatte, allerdings der Nachwelt überlieferte.

Alexander von Humboldt vermittelte der Mutter die bevorstehende Verbindung des Bruders. Wilhelm hatte das zunächst nicht gewollt, wie wir sahen. Doch als der künftige Ehemann bei seiner Mutter erschien, hatte der Brief des Bruders alles erleichtert. Sie spielte nun durchaus mit. Wilhelm schrieb: „Mama ist sehr gut, sehr freundlich, voll von Achtung und Liebe zu mir, aber auch durch alles andere noch ebenso drückend wie sonst“. Es hat sich an diesem Verhältnis nie mehr etwas geändert. Wegen seiner Eheschließung stand er mit seiner Mutter zwar nun „sehr gut“. „Ich habe mich nie“, schrieb er weiter, „durch eine Bitte in Abhängigkeit zu ihr gesetzt“ (a.a.O., S. 74). Von Kunth, der Gefallen an Wilhelms künftiger Frau fand, sagte er: Er sei „nur höflich gegen ihn und kann und darf und werde nie mehr sein“ (S. 73).

Da es nun erforderlich war, dass Wilhelms künftige Frau der Mutter schreiben musste, schrieb Wilhelm seiner Li alle Briefkonzepte, während Kunth der Mutter die Antworten entwarf, was ihr Stil eindeutig erwies. Es tut doch weh, dass Wilhelm in seinen Konzepten bewusst die Anrede „Mutter“ unterließ und es ausdrücklich seiner Li feststellte.

Es gibt zu denken, dass die Mutter und Kunth in allen Briefen und Gedanken der Söhne, wenn es um das Befremdende geht, stets getrennt auftreten. Die Mutter blieb zweifellos in allem immer noch die Leitende. Aber wenn sie die Erziehung der beiden Brüder planten, stellten sie Übereinstimmung her. Kunth hatte nach dem Tod des Familienvaters an Einfluss erheblich gewonnen. Er scheint dabei, auch wenn beide die äußere Form wahrten, der Mutter näher gekommen zu sein, wobei noch eher das Umgekehrte anzunehmen wäre. Es gibt in den Formulierungen der Brüder Humboldt Hinweise, die sich eigentlich nur so erklären lassen. Kunth hatte sich eine unangreifbare Position erarbeitet, war er doch ein äußerst korrekter Verwalter und als Erzieher von der Mutter immer gedeckt, die ihn auch finanziell nicht schlecht gestellt hatte. In der Konvention der Zeit war es üblich, dass das, was über sie hinausging, am besten verschwiegen wurde. So blieb auch Kunth der treue Verwalter beider Brüder bis zu seinem Tod.

Es blieb aber auch Alexanders Mitteilung über Kunth erhalten. Sie findet sich in einem Brief an Carl Freiesleben, Tegel, 5. Juni 1792:

„Hier in Tegel habe ich den größeren Theil dieses traurigen Lebens zugebracht, unter Leuten, die mich liebten, mir wohlwollten, und mit denen ich mir doch in keiner Empfindung begegnete, in tausendfältigem Zwange, in entbehrender Einsamkeit, in Verhältnissen, wo ich zu steter Verstellung, Aufopferung p. ((steht bei Alexander auch für: und so weiter)) gezwungen wurde. Wenn ich mich noch jezt, da ich frei und ungestört hier lebe, hingeben will in den Genuß, den die reizende, anmuthsvolle Natur hier in so reichem Maaße gewährt, so werde ich zurückgerufen durch die widrigsten Eindrücke, durch Erinnerungen an meine Kinderjahre, die fast jeder leblose Gegenstand hier rege macht. So wehmüthig solche Erinnerungen aber auch sind, so interessant werden sie einem zugleich auch durch den Gedanken, dass gerade dieser Aufenthalt so viel zu der jezigen Stimmung meines Charakters, zu der Richtung meines Geistes auf das Studium der Natur p. beitrug.“ (Jugendbriefe, S. 192)

Alexanders Aussage erweist sich als ebenso eindeutig wie die seines älteren Bruders.

+

Nun ist es an der Zeit, dass der Leser endlich mehr über Gottlob Johann Christian Kunth (1757 – 1829) erfährt, der seltsamerweise in der Humboldt-For-

schung wie ein Schemen vorüberhuschte, wenn sein Name überhaupt genannt wurde. Hier wird an das oben bereits Mitgeteilte angeknüpft:

Als Kunth andere Angebote erhalten hatte, wollte ihn die Mutter der Brüder Humboldt halten und setzte ihm 1781 eine Rente von 200 Goldtalern aus, die sie 1789, als seine Erziehungsarbeit endete, auf 400 Goldtaler verdoppelte. Den Brüdern dürfte es nicht angenehm gewesen sein, dass sich Kunth und die Mutter näher kamen, und neugierig, wie sie waren, sind ihnen manche Gespräche und Anreden gewiss aufgefallen. Oft mögen sie auf der Lauer gelegen haben wie später Wilhelm Buschs Max und Moritz, um irgend etwas für ihren geheimen Spott zu ergattern. So ließ der vermutlich Tabak kauende Kunth einst „eine schwarze Träne“ auf den Tisch fallen, während die Mutter sagte: „Wasser von Ihnen, Herr Kunth!“ Als die beiden Brüder dann allein waren, haben sie sich vor Lachen gewiss ausgeschüttet. Ansonsten waren sie völlig verschwiegen, während sie den mitgebrachten Anhang der Familie von Holwede mit Ironie hinnahmen, die sie nur untereinander äußerten. *Wie bisher können wir die Schilderungen der Brüder von Humboldt nicht einfach am Rand der Forschungen liegen lassen, als bedeuteten sie gar nichts.* Sie müssten uns längst zu denken gegeben haben. Bei der Mutter müssten wir uns mit wenigen Angaben begnügen und mehr auf ihr Zusammenwirken mit Kunth achten. Dessen Leben müssen wir hier allerdings überschauen:

Oben haben wir schon Kunths Anfänge bis zum Beginn seines Wirkens als Hofmeister der Familie von Humboldt beleuchtet. Sehen wir noch einmal in seine frühe Entwicklungsphase und bis zu seinem Tod in sein Leben hinein:

Kunths Mutter war eine warmherzige Frau. Er stammte als ältestes Kind aus der vierten Ehe seines Vaters, der als angesehener Superintendent und gelehrter Geistlicher starb. Vier Kinder waren aus den vorangegangenen Ehen des Vaters hervorgegangen, vier weitere aus der vierten. Die Mutter war von acht Kindern und der Sorge für ein großes Haus bei den bescheidenen Einkünften eines damaligen evangelischen Pfarrhauses überfordert. Sie war als echte Christin unermüdlich tätig, bis die älteste Tochter sie entlasten konnte. Kunth hatte eine besonders liebevolle Mutter. Er erzählte von ihr, sie habe es sich „beinahe zur Regel gemacht, von meinen Lieblingsgerichten mir ihre Portion guten Teils zuzuwenden“ (Friedrich und Paul Goldschmidt 1888, S. 4f.). Als er sie später einmal in Berlin mit der ältesten Tochter Wilhelm von Humboldts an der Hand besuchte, spielte er ihr einen Streich, indem er den Anschein erweckte, es sei sein eigenes Kind, und die Mutter hatte die Kleine sofort annehmen wollen. Die Eltern hatten „trotz der beschränkten Mittel“ eines kinderreichen Pfarrhauses „Hauslehrer und Hofmeisterinnen“ eingestellt. Die ersteren waren üblicherweise Kandidaten der Theologie, die anderen kamen aus der französischen Kolonie Berlins. Ihnen verdankte Kunth offensichtlich seine guten französischen Kennt-

nisse. Interessanterweise erwähnt er auch Unterricht in „Geschichte“ und „in der physischen Erdkunde“ (a.a.O. S.6).

Unerwartet kehrt damals der Graf Solms aus Paris nach Baruth (ca. 40 km südlich Berlins), Kunths Geburtsort, zurück. Er hat Sohn und Tochter sowie das Ehepaar Tuel mitgebracht. Der Graf veranstaltete nun, „um sich die Einsamkeit des Ortes erträglich zu machen, Konzerte.“ So nahm der Vater Kunth auch seinen kleinen Sohn als Zuhörer mit. Eines Tages fiel der kleine Kerl dem Grafen auf. Er stellte ihn, der sich gut zu benehmen wusste, seiner Gemahlin vor, einer geborenen Prinzessin von Bernburg, und seinen Kindern. Und bald musste der kleine Kunth in den französischen Operetten bei den Reden, die zu lesen waren, einspringen und entwickelte dabei solches Geschick, dass er Szenenapplaus erhielt. Und dazu erwies er sich im Bogenschießen erfolgreicher als der junge Graf.

Mit 15 Jahren trat Kunth in das Pädagogium August Hermann Franckes in Halle ein, wobei sein ältester Bruder, der aus einer vorangehenden Ehe seines Vaters stammte, die damals sehr erheblichen Kosten von 300 Talern übernahm! Kunth wurde der Musterschüler und rückte schneller vor. Auch hier gab es ausreichenden Unterricht in Geographie und Geschichte. Seit 1774 wohnte er im Haus des Bruders und studierte nicht Theologie, sondern Jura, um sich das Dasein als Hofmeister zu ersparen. Der Bruder hatte gute Verbindungen, und als seine Geschäfte litten, wurde Kunth der Familie von Humboldt empfohlen und von ihr angenommen, wie wir schon oben sahen. Das Handeln dieses Bruders spricht für den Geist, der in Kunths Elternhaus herrschte.

+

Die Mutter der Humboldts hatte Kunth sicherstellen wollen und hatte schon König Friedrich Wilhelm II. gebeten, seinen Eintritt in den Staatsdienst zu erleichtern. Das führte schließlich zum Ziel: Er wurde als Assessor dem Manufaktur- und Kommerz-Kollegium, zunächst ohne Gehalt, überwiesen. Nach der Vereidigung 1789 wurde er in die Verwaltung der Fabrik- und Handelssachen versetzt, in der er 40 Jahre wirken konnte – seit 1801 neben seinem Amt als Direktor der mit seinem Kollegium verbundenen technischen Deputation; seit 1794 Kriegsrat; seit 1797 Geheimer Kriegsrat. Er brachte es bis zum Staatsrat. Man hat dabei zu berücksichtigen, dass er, wie seine Ämter, schwere Zeiten erlebte, vor allem das Eingreifen Napoleons, die preußischen Reformen und den Freiheitskampf seit 1813. Kunth hat in seiner bedeutenden Stellung Bedeutendes erreicht. So hatte er mit dem Schlesier Franz Karl Achard (1754–1821) wegen der Zuckererzeugung aus der Runkelrübe verhandelt und glaubte zunächst, der Ahornbaum könne der ergiebiger Zuckertlieferant sein. Er hatte schon in Tegel entsprechende Anbauversuche unternommen, nachdem der berühm-

te Chemiker Sigismund Friedrich Hermbstaedt (1760–1833) aus mehrfachen Versuchen 1798 die größere Ergiebigkeit des Ahorns festgestellt hatte. Kunths Versuche hatten den gleichen Erfolg. Da der größere Anbau von Ahorn scheiterte, siegte schließlich die schneller wachsende Rübe (Friedrich und Paul Goldschmidt 1888, S. 29).

Kunth hat sich im Staatsdienst größte Verdienste erworben und ist einer der bedeutenden Förderer von Gewerbe und Industrie Preußens geworden. Als er einst seinem Minister widersprach und schließlich seinen Dienst aufkündigte, stellte sich Frau Marie Elisabeth von Humboldt hinter ihn und versprach Beistand, wenn Folgen drohten. Kunth wurde Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein und unterstützte seinen ehemaligen Schüler Wilhelm von Humboldt erstaunlich gut bei seiner von ihm voll anerkannten, unentbehrlichen Arbeit als Geheimer Staatsrat und Direktor der Sektion für Kultus und Unterricht. Die Dokumente sprechen eine eindeutige Sprache.

Am 5.12.1814 kam Kunth in einem Brief an Wilhelm von Humboldt noch einmal auf seine Ahornpflanzungen in Tegel zurück. Er hatte sich Schösslinge und Sämereien über die Preußische Seehandlung aus herrnhutischen Kolonien in Kanada besorgen lassen und klagt über den Schaden, „den die ganz abgehungernten Hasen in der Baumschule angerichtet haben: ,Von 1200 Zuckerahornstämmchen von fast Zollstärke muß ich wohl 300 über der Erde abschneiden lassen“.

Kunth förderte „Handlungsschulen“, den polytechnischen Unterricht, Gewerbe- und Kunstschulen – durchaus im Sinn der oben erwähnten „Technologie“ Johann Beckmanns, wie er überhaupt schon ein größeres Verständnis für Kameralistik und Technologie in den Staatsdienst mitbrachte. Von daher sieht man doch verständnisvoller, dass er seinen Zögling Alexander von Humboldt durchaus mit diesem Studium befreunden wollte. Im Grunde genommen hat er seinen Schüler damit nicht geschädigt, weil er in J. F. Zöllner einen Lehrer fand, der die geographischen Möglichkeiten, die in diesen Fächern steckten, betonte. Und Kunth selbst war geographisch zeitgenössisch keinesfalls ungebildet, wie jeder Kenner seiner Lebensgeschichte weiß.

Fazit: Welch im Rahmen heutiger Alexander von Humboldt-Forschung völlig unerwartetes, positives Ergebnis!

+

Wilhelm von Humboldt hat in einem bezaubernden Fragment (Gesammelte Schriften Bd. 15, S. 532–550) die frühen Jahre seiner geliebten Li unerwartet gründlich geschildert und ihre öde Jugendzeit infolge des frühen Todes ihrer Mutter sehr bedauert, wobei sein eigenes Schicksal die Federführung leitete: „Ein Kind, das seine Mutter, ohne sie gekannt zu haben ((als ihre Mutter starb, war Caroline acht Jahre alt)) verliert, entbehrt der süßesten und liebsten Freuden

der Kindheit und durch sein ganzes Leben hindurch des heiligen und bildendsten Gefühles. Die Lage einer Tochter aber, welche in einem solchen Fall bloß unter den Augen des Vaters heranwächst, bleibt nie ohne die Spuren der unnatürlichen Trennung, welche das Schicksal gewaltsam angerichtet hat. Selten gelingt es, alle nachteiligen Einwirkungen davon zu entfernen; nur bei sehr vorzüglichem Charakter und unter besonderen Umständen kann es der Fall sein; dann aber entsteht auch immer etwas Hervorstechendes und Ungewöhnliches. Der im Vaterhaus vereinzelt Tochter fehlt die innigste weibliche Vertraulichkeit, das mütterliche Beispiel.“ ((...)) Wilhelms Bedauern führt noch weiter, und im Grunde hatte er hier auch etwas von seinem eigenen Leben gespiegelt. Carolines Vater hatte eine unfähige französische Lehrerin eingestellt, doch schließlich kam der bekannte pädagogische Schriftsteller Rudolf Zacharias Becker (1751 – 1822) ins Haus, den auch Wilhelm von Humboldt respektierte. So wenig glücklich die Jugendzeit Carolines auch verlief, so unerwartet folgenlos ist sie damit fertig geworden, wobei die Liebe zu Wilhelm sie in gemeinsamer Selbstbildung und z. B. in griechischen Übersetzungen, die sie beide ausführten, rechtzeitig auch zu allem, was an erheblicher Begabung ohnehin in ihr steckte, befreite.

+

Wilhelm von Humboldt hat in Tagebüchern und in Sonetten, die er strikt geheim hielt, gelegentlich unerwartete Gedanken formuliert. Diesen Niederschriften vertraute er vieles an, so dass wir sie nicht entbehren können, wenn wir ihn verstehen wollen. Als sie nach seinem Tod ans Licht kamen, waren selbst seine nächsten Verwandten mehr als erstaunt, dass er z. B. zwischen dem 1.1.1832 und dem 18.3.1835 täglich ein Sonett geschrieben hatte, zusammen 1883 solcher Gedichte. Ihre Form war schwach, der Inhalt gedankenreich, jedoch zeitgenössisch mehr als überraschend, wenn auch nur in wenigeren Fällen. Dabei hatte der ältere Bruder die Courage, das bisher streng Geheimgehaltene der Kenntnis der Nachwelt auszuliefern, ein Faktum, das merkwürdigerweise bisher übersehen wurde.

Albert Leitzmann (1867 – 1950), der zeitgenössisch führende Wilhelm von Humboldt-Forscher, war der Erste, der die Tagebücher und z. B. auch die Sonette im Tegeler Archiv einsehen konnte und beides schließlich in der Ausgabe der Preußischen Akademie in den Bänden 9 (Sonette), 14 und 15 (Tagebücher) unter dem Titel „Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften“, Berlin 1912, 1916 und 1918, herausbringen konnte. Mit der Ausgabe der Sonette publizierte er ihre Interpretation in einem gediegenen, separaten Werk (Wilhelm von Humboldts Sonettdichtung, Bonn 1912). In diesem Buch hat Leitzmann auf eine noch unverfängliche Weise, geschickt und ohne die Wahrheit zu kränken, folgenden ersten Hinweis gegeben:

Adelbert von Chamisso hatte 1828 eine Romanze in Terzinen veröffentlicht: „Der Stein der Mutter oder die Guahibaindianerin“. Es ist diese Geschichte aus Alexander von Humboldts Reisebericht, der *Relation historique* (Paris 1819–1821, Bd. II, S. 410; Darmstädter Ausgabe A.v.H. Bd. 2. Teilbd. 2, S. 346–349, Darmstadt 1997). Diese Passage ist vielen Lesern gewiss bekannt. A. v. Humboldt schilderte darin die schlimme Misshandlung einer Mutter, die ein Missionar unchristlich disziplinieren wollte. Leitzmann schrieb: Wilhelm von Humboldt „tadelte den Dichter, der solche Tat mit grauser Lust besungen und in der Schilderung eines gezeißelten Weibes rohen Ungeschmack bewiesen habe“ (Sonett 1035, Bd. 9; der erste Teil von Bd. 9 bringt Gedichte). „Fiel ihm nicht ein“, merkte Leitzmann nun an, „dass er selbst ähnliche Greuel in seiner ‚Griechensklavin‘ (Sonett 593, Bd. 9), jenem im griechischen Befreiungskampfe, Anfang der zwanziger Jahre ((des 19. Jahrhunderts)) gedichteten Stanzenepos, mit der gleichen Lust am Grausamen besungen hatte?“ (Leitzmann: Die Sonettichtung W. v. Hs., S. 74f.)

Der Erste, der als moderner Historiker, und nunmehr im Besitz der Bände der Preußischen Akademie, Konsequenzen zog und sadistische Äußerungen Wilhelm von Humboldts offen zitierte, war Siegfried August Kaehler (1885–1963) im bis heute umfangreichsten Einzelwerk der Wilhelm von Humboldt-Forschung. Er war geschätzter Schüler Friedrich Meineckes (1862–1954). Dieser damals führende deutsche Historiker hatte ihn zu seinem Thema hingeführt und ihn besonders unterstützt und allem zugestimmt, bis ihm die Arbeit vorlag. Nun wollte er eine solche Geschichtsschreibung nicht und ging in einem Brief unter sein Niveau. Kaehler gehörte einer jüngeren Generation an, war zudem als Frontsoldat des Ersten Weltkrieges von seinem Erleben verständlicherweise geprägt und auch nicht von denen überzeugt, für welche die moderne Psychologie und Tiefenpsychologie nur Wegwurf waren. Sein Werk zeugt von vorzüglicher Quellenkenntnis und ist sehr gut geschrieben. Es muss daher immer noch gelesen werden. Der Hieb Meineckes blieb folgenlos. Kaehler hat sich nicht von seiner Ansicht getrennt, die entstanden war, als er in Wilhelm von Humboldts Tagebüchern auf eine Passage stieß, die vor allem mit den Belegen, die er in Gedichten fand, zur Grundierung seines Werkes wurde (*Gesammelte Schriften. Tagebücher I*, S. 79f., 1916). Wer diese Sätze liest und die damalige zeitgenössische Situation Kaehlers in der Weimarer Republik bedenkt, müsste sich doch wohl fragen, ob und wie er in seinem Werk, das schließlich „Wilhelm von Humboldt und der Staat. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Lebensgestaltung um 1800“ (München und Berlin 1927, XIV und 579 Seiten) hieß, denn hätte verfahren sollen. Wenn er die Passage und die zu ihr gehörigen Belege einfach übergangen hätte, wäre dann das alles historisch verantwortbar gewesen? Auch glühendes Eisen muss einmal angefasst werden!

Es ruhte gewiss nicht alles, und Rezensenten brechen die Spitzen ihrer Federn nicht gern ab. Der kenntnisreiche Historiker Eberhard Kessel, ebenfalls Schüler Friedrich Meineckes, schloss sich der Meinung seines Lehrers in seinem Werk an und verschärfte die Kritik an Kaehler noch, wenn auch in durchaus legitimer Weise. Nach Kessel wird deutlich, dass Kaehler aufgrund seines Fronterlebnisses, wie er Meinecke antwortete und selbst im Nachwort seines Werkes betonte (S. 574), Humboldts Idealismus ablehnte, dem keine Realität entspräche. Und so hatte Kessel auch Recht, „daß in Kaehlers Haltung schon die gleiche Ablehnung von Idealismus, Individualismus und Liberalismus steckte, die den Nationalsozialismus wesentlich mitgeprägt hat, gesteigert nur durch einen Kaehler freilich persönlich fremden Rassegedanken“ (Kessel, S. 11). So hat ein anderer Historiker bereits 1930 „das in der Sache wie in der Methode grundlegende Werk“ Kaehlers als Beleg für eine – im Gegensatz zu Bismarck gesehen – wirklichkeitsfremde Weltanschauung Humboldts angeführt (...) mit der Forderung (...), „mit dem Humboldtschen Erbe (!) unserer Wissenschaft noch schärfer ins Gericht (zu) gehen“ (a.a.O.). Tatsächlich konnte in Kaehlers Darstellung die eigentliche Leistung Humboldts gar nicht mehr deutlich werden. Kessel geht nun seinerseits in seinem Werk auf das sadistische Element gar nicht ein und kommt ohne es zu einer allerdings sehr beachtlichen und hoch stehenden Gesamtaussage, die wohl unübertroffen ist. Wenn er allerdings nun meinte, quellenmäßig sei nicht mehr zu erwarten, „dass noch etwas das Gesamtbild grundlegend Veränderndes eines Tages auftauchen sollte“, so hat Kurt Müller-Vollmer in der Aufhebung der „Nachlaßverstückelung Eduard Buschmanns“ schon eine Antwort gegeben. „Es schiene ihm heute,“ sagte er, welcher der Lehrer des gegenwärtigen Autors in Marburg/Lahn gewesen ist, „dass ein abschließendes Urteil und eine abschließende Behandlung endgültig gegeben sei“, so wird es gewiss ein solches Resultat in der Behandlung bedeutender Persönlichkeiten schwerlich geben. Albert Leitzmann wie Eberhard Kessel waren z.B. beide Nichtkenner geographischer Wissenschaft gewesen. So hat Kessel, der führende Moltke-Biograph und ausgezeichnete Militärgeschichtler, auch den großen Einfluss Carl Ritters auf den Chef des späteren Großen Generalstabes kaum gewürdigt, und beide Gelehrte haben in Wilhelm von Humboldts Sonett 1043, ohne dass man einen Grund erkennen könnte, eine Darstellung des Bruders Alexander angenommen, was Leitzmann übrigens nur vermutet hatte. Der ältere Bruder kann hier nur hohlköpfiges Gelehrtentum überhaupt gemeint haben. Eine solche notwendige Feststellung kann die Bedeutung und die Leistung beider Gelehrten gar nicht trüben.

+

In der oben gemeinten Passage mit sadistischen Äußerungen, die Siegfried August Kaehler so betroffen gemacht hatte, war übrigens von W. v. Humboldt

selbst die Quelle angegeben worden: „Dies rührt noch aus den ersten Jahren meiner Kindheit her“. Nun hat sich aus Kaehlers umfangreichem Werk ergeben, dass er das eindeutige Selbstbekenntnis Wilhelm von Humboldts, das oben mit dem Alexanders angeführt wird, nicht zitierte. Es darf angenommen werden, dass er es übersah. Er hatte einfach diese „sadistische Färbung“, wie Leitzmann in einer zugehörigen Fußnote sagte, zur Grundlage seiner Thesen gemacht, nicht aber nach der Quelle dieser Färbung gefragt.

Nun war Wilhelm von Humboldt ein ausgesprochener *homme à femme*, der seiner Sinnlichkeit kurze Fluchtwege eröffnete und dauerhaftere, geheime Briefwechsel mit hoch stehenden Damen pflegte, in die sich dann harmlosere, kaum noch erkennbare Andeutungen verstecken konnten, wie im Briefwechsel mit Charlotte Diede, wo alles endete in Zuneigung, die man schließlich Liebe nennen durfte.

Die echte Liebe zu Caroline von Dacheröden hatte jeden sadistischen Anklang von Anfang bis zum Ende im Keim erstickt. Sie gewährte ihm nicht den geringsten Spielraum. Die geliebte Li war das größte Geschenk seines Lebens, eine ihm in jeder Beziehung ebenbürtige Partnerin, deren Schönheit er wie ein Grieche bewunderte. Sie hat ihn trotz einiger Widersprüche, die ihre Klugheit mit Schweigen überging, gleichbleibend geliebt, doch auch für sich eigene Freiheit beansprucht.

+

Wilhelm von Humboldt hatte sich in häufigen Träumen (besser vielleicht: in Wunschträumen seiner Jugend und in ergänzenden Gedankenspielen) mehr, als er später seiner Li zu sagen wagen konnte, aus der Trostlosigkeit seiner einengenden Erziehung hinausgerettet und dann vor allem in die Liebe zu Caroline, die ihm schließlich die Trennung vom Elternhaus erlaubte. Dazu nun in bewusster Wiederholung nochmals einige Sätze aus dem bereits oben zitierten Selbstbekenntnis:

„Der Name Kunth“, schrieb er am 22.05.1789 an Li, „erinnert mich an Szenen, deren Andenken mich ewig erschüttern wird. Er leitete meine ganze Kindheit. Wie ich jetzt bin, so ward ich, nicht durch ihn, aber bei ihm, auf seine Veranlassung. Wenn Du den Gang meiner Begegnisse wüßtest, wenn Du all die Schritte sähest, die ich durchwandern mußte, all die Lagen, die mich endlich zu dem sonderbaren Gemische guter und böser Eigenschaften, froher und kummervoller Empfindungen machten, das ich jetzt bin, gewiß, Du würdest Deinen Wilhelm bedauern, und den Gott segnen, der Dir ihn erhielt. *Du kennst mich noch nicht, Lina, und der Gedanke quält mich schon lang. Wenn ich es mir denke, daß es Seiten in mir gäbe, die nicht harmonierten mit Deinem Wesen, daß Deine Liebe sich getäuscht fühlte – O! laß ihn mich nicht vollenden den grauenvollen Gedanken*“.

In dieser Jugendzeit und ihrer Qual und in den sich daraus ergebenden Träumen und den daraus folgenden sadistischen Äußerungen floh der junge Wilhelm aus dem Elend. Der 21jährige junge Mann hatte den Mut, so weit wie möglich mit seiner Äußerung an den Saum der Wahrheit heranzugehen, die zweifellos enthielt, *was sich vor einer Caroline von Dacheröden versagte*. Vor dieser Liebe hatte der reine Wortsadismus ohnehin keine Chance. Die Liebe zu Caroline hatte ihm ein Ende gesetzt, so dass er nur noch kümmerliche Refugien in Tagebüchern und Gedichten fand, die er geheim hielt, wie wir sahen, aber der Kenntniss der Nachwelt auslieferte. Und wenn wir jetzt bedenken, dass man bisher die Ursachen solcher „sadistischen Färbung“ nicht klärte, so hat man sie in Wirklichkeit erst recht insgeheim wirken lassen. Gehen wir in der Erklärung nun noch etwas weiter:

Wir sahen eben im nochmaligen Studium von Wilhelm von Humboldts Bekenntnis 1789, dass er Kunth allein beschuldigte. Doch haben wir oben so viel von diesem Oberhofmeister und späteren Staatsrat gehört, weil das Ausmaß dieses Kennenlernens als notwendig erachtet werden musste. *Kunth war nie das Schreckgespenst, das uns Wilhelm beschrieb. Vielmehr muss er mit der Mutter zusammen gesehen werden, der gegenüber er, der 16 Jahre jünger war, nicht die mindeste Oberhand gewinnen konnte*. So darf diese Mutter überhaupt nicht unterschätzt werden, wie es im Grunde immer noch, ohne großes Nachdenken, geschieht. Was Kunth vollzog, musste von ihr genehmigt sein, war doch ihre Willensstärke nicht zu unterschätzen. Auch ihre Söhne haben ihr gehorcht. Alexander von Humboldt z.B. konnte gar von seinen Reiseplänen nie öffentlich reden. Erst als die Mutter 1796 gestorben war, war alles Weitere möglich; denn erst jetzt kam er an sein Vermögen heran, da er als Privatmann reisen wollte. Auch Kunth wusste kein Sterbenswörtchen von dieser Planung. Kunths Stellung beruhte auf schuldigem Gehorsam der Mutter gegenüber, der manchmal an eine gewisse Hörigkeit gegrenzt hat. Er seinerseits hat sie hoch verehrt. Er schrieb in seiner Selbstbiographie über die Mutter:

„An das Andenken dieser edlen Frau wird sich in mir, so lange ich empfinden kann, jede Empfindung der Verehrung und Dankbarkeit knüpfen. Als Herr von Humboldt starb ((1779)), war sie in den Jahren, da gewöhnlich Frauen ihre Ansprüche an das sogenannte Genießen des Lebens noch nicht aufgeben. Sie besaß den Grad von Bildung, den die Zeit von den Frauen ihres Standes forderte, viel Welterfahrung, ein ansehnliches Vermögen. Anträge zur Wiederverheiratung, auch von Männern des höchsten Ranges, fehlten nicht; aber still und einfach, wie sie war, zog sie sich immer mehr aus dem großen Zirkel zurück und beschränkte zuletzt all ihre Wünsche und Bestrebungen darauf, ihre Söhne zu jener geistigen und sittlichen Vollkommenheit, welche für Menschen erreichbar ist, sich erheben zu sehen. Dies hoffen zu können, war die höchste Freude

ihrer letzten Jahre (...). *Mir, den sie als Werkzeug zur Erfüllung ihres höchsten Wunsches ansah, war sie mehr als Mutter. Kein Mensch hat in diesem Grade auf meinen ganzen Charakter gewirkt, als sie in einem Zeitraum von 19 Jahren* ((Hervorhebung H. B.)), da ich fast täglich ihres Umganges genoß, über tausend mehr oder minder wichtige Vorgänge ihre Bestimmung zu begehren und sie handeln sah – immer nur das Vernünftige mit Ruhe suchend, nur das Edle und Würdige bezweckend. In den letzten Jahren hörte sie es nicht ungern, daß auch ich sie Mutter nannte“ (Goldschmidt und Goldschmidt, S. 17f.)

+

Als Kunth nach 1805 die schöne Witwe des Dichters Zacharias Werner heiratete, war sein älterer Stiefbruder, der ihn lange unterstützt hatte, gestorben, so dass dessen Sohn Karl Sigismund Kunth nun mittellos wurde. Nun konnte der Onkel die einstigen Wohltaten vergelten und verschaffte seinem Neffen eine Stelle als Registraturassistent in der Preußischen Seehandlung. Nachdem er ihn länger kennen gelernt hatte, nahm er ihn „ganz zu sich“, um besser für seine weitere Ausbildung sorgen zu können. Überraschend verband beide bald die Liebe zur Botanik, welcher der junge Kunth seine gesamte Freizeit widmete. Als Alexander von Humboldt ihn einst im Kunth'schen Haus kennen lernte, munterte er ihn auf, so dass er nun die Vorlesungen in der 1810 von Wilhelm von Humboldt gegründeten Universität hörte. Nachdem der jüngere Bruder erlebte, dass Aimé Bonpland (1773–1858), sein Reisebegleiter und nun sein wichtigster Mitarbeiter am botanischen Teil seines Reisewerkes, die Zeit zur Bearbeitung nicht fand und 1816 wieder nach Südamerika reiste, hatte er zunächst auf Carl Ludwig Willdenow gesetzt, der aber bald (1812) gestorben war. So stieg nun Karl Sigismund Kunth (1788–1850) zum Hauptbearbeiter der Botanik auf, indem er die liegen gebliebenen Arbeiten der beiden Vorgänger allein beendete. Er hat die „Plantas equinoxiales“ (Paris 1805–1808) ab Lieferung 14 abgeschlossen und vor allem den größten Anteil an den 7 Bänden der „Nova genera et species plantarum“ (Paris 1815–1816) sowie die 4 Bände der „Synopsis plantarum“ (Berlin 1822–1826), die unbedingt zum Reisewerk gehören, publiziert.

Wilhelm von Humboldt wurde Pate von „Heizchen“, Kunths Töchterchen. Als Kunth eine Geldschuld drückte, wollte er ihm in der entgegenkommendsten Weise helfen, doch diesen Vorschlag wollte der ehemalige Hausgenosse nun doch nicht annehmen. Es gibt von beiden Brüdern unwiderlegbare *Zeugnisse der Dankbarkeit, die beweisen, dass er nicht der böse Geist ihrer Jugendzeit gewesen sein konnte*. Dass er als echter Hofmeister sich auch später noch manchmal als Mentor fühlte und sich gelegentlich „auch mit dem Ausdruck seiner Mißbilligung nicht zurückhielt“ (Goldschmidt und Goldschmidt, S. 20), haben sie ihm gewiss nicht verübelt, hatte er doch bei Alexanders großzügiger

Wirtschaft z. B. Grund genug zur Kritik. Die von seiner Mutter ausgesetzte Rente hat Wilhelm bis zu seinem Tod übernommen. Nach Kunths Heimgang 1829 kam seine Witwe in den Genuss der Zahlung; sie hat dann auch von Wilhelms Nachkommen diese Rente bis zu ihrem Tod 1863 erhalten.

+

Fazit: Der von der Mutter gelenkte Oberhofmeister Kunth war zum „Werkzeug“ seiner Herrin geworden, die ihre Söhne durchaus liebte, wie die Quellen beweisen. Sie war in großer Sorge, dass beide nicht werden könnten, was sie ihrer Meinung nach werden sollten. Kunths Anteil an der Erziehung während des Unterrichts war nur am Anfang größer und schrumpfte sehr, als mehr und mehr gewichtige Gelehrte herangezogen wurden. Auf Wunsch der Mutter war er dennoch immer um beide Brüder besorgt und hatte ihnen stets nahe zu sein. Wenn er wollte, konnte er dem Unterricht beiwohnen und ihn kontrollieren. Seine guten Kenntnisse in Kameralistik und dazugehöriger Technologie, die ihm im Staatsdienst so sehr nutzen sollten, bildeten sich erst heraus, als besonders Alexander von der Mutter und ihm zu diesen Gebieten hingedrängt wurde. Es spricht nur für ihn, dass er auf diese Art noch andere Interessen pflegte. Dabei merkten er und die immer bestimmende Mutter wohl nie, dass bei beiden Brüdern das von ihnen ausgedachte Erziehungssystem nicht ankam. Beide Brüder hielten aus, was sie im Augenblick nicht ändern konnten. Sie gehorchten der Mutter, liebten sie aber nicht. Die Art der Disziplinierung, die Kunth in Übereinstimmung mit der Mutter ausübte, haben die Brüder Humboldt nicht beschrieben. Die aufklärerischen Erziehungssysteme konnten z. B. an zuviel Vernunft und an Gängelerei und selbst noch an Rohheit leiden. So war der heute immer nur rühmlich genannte Freiherr Adolf von Knigge (1752–1796) als typischer Aufklärer Verfechter der Prügelerziehung. Der Vater des späteren großen Brasilienforschers Wilhelm Ludwig von Eschwege wurde damals von einem Kandidaten der Theologie im Haus unterrichtet. Knigge beeinflusste den Vater und diesen Theologen, der nun seinen Zögling während des Unterrichts stündlich einmal schlug. Von Eschwege hat das in seinen Memoiren, die im Manuskript erhalten blieben, getreu geschildert, während der eigene Vater ihn nur einmal in seinem Leben ohrfeigte, als er während der Französischen Revolution eine Jakobinermütze aus Papier auf das Brunnenhäuschen des Gutshofes in Aue bei Eschwege gesetzt hatte. Gewiss waren die Härten, welche den Brüdern Humboldt zugemutet wurden, anderer Natur. Sie haben jedenfalls in ihrer Seele bleibende Spuren hinterlassen. Auch sie haben das aufklärerische Arsenal pädagogischer Maßnahmen zum Wohl des Schülers irgendwie erfahren müssen. Knigge hat seine Lehre in seinen Büchern, soweit sie der gegenwärtige Autor einsah, verschwiegen, und geschwiegen haben auch die Brüder Humboldt.

Die Mutter war schon von der hugenottischen Herkunft ihrer Familie Calvinistin; in Deutschland sagte man reformierte Christin. Man kann vieles zusammen sehen, um ein Schweigen, wie das der beiden Brüder, etwas verständlich werden zu lassen. In Deutschland hat z. B. sogar noch bis 1945 der Stock in der Volksschule seine Möglichkeit behauptet. Der gegenwärtige Autor erinnert sich gut an die Empörung seiner Mutter, als sie beim Baden die Striemen auf seinem Körper entdeckte. Und als er später (1959) in seiner alten Volksschule einen Vortrag hielt, da legte ihm nachher der Rektor ein Buch vor. Es war nämlich Pflicht gewesen, dass ein Lehrer stets die Zahl seiner Stockhiebe mit einem spanischen Rohr in dieses Buch einzutragen hatte – und alle hatten immer nur einen einzigen Hieb vermerkt. Der Rektor lachte, als ihm gesagt wurde, er verahre da ein „Lügenbuch“.

Wie Kunth selbst, so gehorchten auch die beiden Söhne ihrer Mutter. Irgendwann einmal hat doch die Mutter gewiss energisch eingegriffen, wie durchaus vermutet werden darf. Doch wir erfahren nichts. Und so besteht zwischen der Ruhe und Stille, die uns überliefert wird, und den krassen Selbstbekenntnissen der Brüder Humboldt eine tiefe Schlucht.

Mit dem Tod der Mutter änderte sich das Leben der Brüder entscheidend. Beide wurden jetzt Erben eines recht bedeutenden Vermögens und von Gütern. Jeder konnte nun einen eigenen Weg gehen. *Irgendwie scheint übrigens die Möglichkeit zu bestehen, dass die oben angeführten Historiker gemeint haben könnten, der bloße Wortsadismus Wilhelm von Humboldts könne auch Wirklichkeit erlebt haben. Dafür fehlt uns jede Grundlage und jeder Nachweis.* Es blieb bei Träumen und deren Erwähnungen. Mit dem Ende der Jugendzeit und dem zunehmenden Alter verloren sie sich. Eine erfreuliche Folge war auch die echte Freundschaft mit Kunth, die sich nun entwickelte. Bis zu dessen Tod 1829 und noch darüber hinaus blieb er unvergessen. Bezeichnend ist es z. B., dass Kunth, der wie Wilhelm von Humboldt den Titel des Staatsrats trug, die wichtige Stellung seines ehemaligen Schülers im preußischen Ministerium, die ihm die Arbeit an der Bildungsreform ermöglichte, beim Freiherrn vom Stein mit ermöglicht hat und dass er ihn wiederholt unterstützte (Goldschmidt und Goldschmidt, S. 56).

+

Wilhelm (1767–1835) erlebte das Stadium der Hochbegabung früher als Alexander (1769–1859). Er erreichte in seiner staatsmännischen und philosophischen Leistung, in der Bewegung des Neuhumanismus als Bildungsreformer und Gründer der Universität Berlin 1910 den höchsten Rang. Immer wieder gelangen ihm, besonders in seiner Linguistik, wundervolle Formulierungen und die Klärung schwieriger Sachverhalte. An Kants Denken war er gewachsen, von

der Stoa zusätzlich gefestigt worden. Als Debatter schien er unüberwindlich zu sein. Nicht nur äußerlich wirkte er abgeklärt, vor allem seine letzten Porträts strahlen klassische Ruhe aus. Indem er sich als bewusster Individualist in der Selbstbildung steigerte, teilte er die Ergebnisse in seinen Texten durchaus wieder seinen Zeitgenossen mit. Wie konnte ein solch ausgeprägter Selbstbildner überhaupt Freude haben, wenn er sie nicht in Gesprächen, in Briefen und Werken gesellschaftlich werden ließ. So stand er – von Goethe und Schiller verehrt – schließlich als dritter deutscher Klassiker neben ihnen. Sein fragmentarisches Werk wurde später vor allem von Albert Leitzmann in jahrzehntelanger Forschung abgerundet und nach 1945, als Kurt Müller-Vollmer die „eigentliche Nachlaßverstümmelung“, die Eduard Buschmann (1805–1880) nach Wilhelms Tod verschuldet hatte, nachwies, noch sehr wesentlich vervollständigt.

+

1793 brach die Hochbegabung Alexander von Humboldts durch und befreite sich. Sie wurde sofort öffentlich mehrfach festgestellt und geehrt und vom älteren Bruder in einem seitenlangen Brief kongenial gewürdigt. Im gleichen Jahr schuf Alexander in Auseinandersetzung mit Kants am meisten wiederholter Vorlesung über „Physische Geographie“ (= Physikalische Geographie) die Methode der Geographie als Raumwissenschaft. Er bestimmte gleichzeitig das Ziel einer Forschungsreise mit den Tropen Amerikas und begann eine sechsjährige Vorbereitung, eben auf dieses Ziel unter dem Dach seiner Physikalischen Geographie, wie alles nun Folgende.

Seine Forschungsreise 1799 bis 1804 wurde in der Erfüllung des reisegeschichtlichen Dreiklangles in sechsjähriger spezieller Präparation, fünfjähriger Ausführung und 33jähriger Auswertung das Maß und Vorbild der nach ihm kommenden Forscher. Die Auswertung erfolgte im größten privaten Reisewerk der Geschichte. Mit den geographischen Errungenschaften dieses Werkes (u. a. mit der Begründung der modernen Landeskunde und der Begründung der Geographie der Pflanzen, mit dem Idealprofil des Naturgemäldes und erstmaligen thematischen Atlanten), mit den „Ansichten der Natur“ schuf er mit seinem Partner Carl Ritter die klassische Geographie Deutschlands. Selbst der „Kosmos“ folgte der Methode seiner Physikalischen Geographie, auch im astronomischen Teil des Werkes. Humboldt stellte fest: „Die Darstellungsweise, welche ich hier als der physischen Erdbeschreibung ausschließlich geeignet schildere, gewinnt an Einfachheit, wenn wir sie auf den uranologischen Teil des Kosmos, auf die physische Beschreibung des Weltraums und der himmlischen Weltkörper anwenden.“ Für Humboldt waren physische Erdbeschreibung und physikalische oder physische Geographie synonyme Begriffe (siehe „Kosmos“ Bd. I, 1845, S. 56 und Darmstädter Ausgabe Alexander von Humboldt Bd. VII, Teilbd. 1. S. 47).

So stieg Alexander nun zum größten Geographen der Neuzeit auf, sein Bruder – auch nach allen späteren Funden von Manuskripten durch Kurt Müller-Vollmer – zum größten Linguisten, zum dritten deutschen Klassiker und zum „Staatsmann von perikleischer Hoheit des Sinnes“ (August Boeckh). Caroline von Humboldt, geb. von Dacheröden, bildet mit ihnen ein Dreigestirn unvergesslicher Humanität und eines der bedeutendsten Geschenke der „Kulturnation Deutschland“ (Leopold von Ranke) an die Welt von nicht enden wollender Einwirkung.

Benutzte Literatur und Zusätze

Friedrich und Paul Goldschmidt: Das Leben des Staatsrats Kunth. 2. vermehrte Auflage. Berlin 1888. Die beiden Verfasser waren Enkel Kunths.

Siegfried August Kaehler: Wilhelm von Humboldt und der Staat. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Lebensgestaltung um 1800. München und Berlin 1927

Eberhard Kessel: Wilhelm von Humboldt. Idee und Wirklichkeit. Stuttgart 1967

Wilhelm von Humboldts Werke. Hrsg. von Albert Leitzmann, erster Band. 1785 – 1795. Berlin 1903 = Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften, Hrsg. von der Königlichen Preußischen Akademie der Wissenschaften, Bd. I

((Bibliographische Einkleidung wie oben)) Zweiter Band. 1796 – 1799. Hrsg. von Albert Leitzmann. Berlin 1904

Wilhelm von Humboldts Tagebücher. Hrsg. von Albert Leitzmann. Erster Band. 1788–1798. Bd. XIV, Berlin 1916

Wilhelm von Humboldts Tagebücher. Hrsg. von Albert Leitzmann. Zweiter Band. 1799 – 1835. Bd. XV, Berlin 1918

Gedichte. (Gedichte S. 1 – 158; Sonette S. 159 – 457). Hrsg. von Albert Leitzmann. Bd. IX, Berlin 1912

Albert Leitzmann: Wilhelm von Humboldts Sonettichtung. Bonn 1912

Albert Leitzmann: Wilhelm von Humboldt und sein Erzieher. Mit ungedruckten Briefen Humboldts. In: Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch – Historische Klasse. Berlin 1940

Kurt Müller-Vollmer: Wilhelm von Humboldt und der Anfang der amerikanischen Sprachwissenschaft: Die Briefe von John Pickering. In: Universalismus und Wissenschaft. Im Auftrag der Humboldt-Gesellschaft, hrsg. von Klaus Hammacher. Studien zur Philosophie und Literatur des 19. Jahrhunderts, Bd. 31 und „Neunzehntes Jahrhundert“. Forschungsunternehmen der Fritz Thyssen Stiftung. Frankfurt a. M. 1976

In diesem bedeutsamen Beitrag wies Prof. Dr. Kurt Müller-Vollmer die Humboldt-Gesellschaft im Rahmen einer von der Fritz Thyssen Stiftung ermöglichten Experten –Tagung in Aachen 1974 (die von Prof. Dr. Kurt Hammacher, RWTH Aachen, geleitet wurde) auf die eigenmächtige Nachlassverstümmelung der umfangreichen Manuskripte Wilhelm von Humboldts durch Prof. Dr. Eduard Buschmann hin, der oben im Text angeführt wurde. Aus ihr habe Albert Leitzmann „immerhin noch einige zusammenhängende Stücke für die Akademie-Ausgabe“ gerettet (vergleiche „Gesammelte Schriften, Bd. V, S. 476). „Doch sollte sich in der Folge das allzu einseitige und enge Auswahlprinzip des Herausgebers bitter rächen, nur die (nach dem Hrsg.) allgemein interessierenden Arbeiten berücksichtigt zu haben, alle ‚streng fachwissenschaftlichen Arbeiten‘ dagegen auszuschließen. Es waren (wie der Briefwechsel mit Pickering zeigt) zum größten Teil gerade die ‚fachwissenschaftlichen‘ Aspekte, die „auf die amerikanische Sprachwissenschaft eingewirkt haben“ (S. 274). Das Werk Kurt Müller-Vollmers sollte im Rahmen der Humboldt-Gesellschaft nicht ohne Echo bleiben. In bester Erinnerung ist sein spannender Bericht von seiner Spurensuche, trotz aller Widerstände auch in der DDR, und dem großen, wohlverdienten Erfolg seiner Bemühungen während einer Tagung der Humboldt-Gesellschaft in Aachen geblieben.

Wilhelm Heßling: Gottlieb (Gottlob) Johannes (Johann) Christian Kunth und die Familie von Humboldt. S. 39 – 63. (Eine im Buchhandel erworbene Kopie ohne bibliographische Angaben.)

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Erster Band: Briefe aus der Brautzeit. 1787–1791. Hrsg. von Anna von Sydow. 7. Aufl., Berlin 1918

Hilde Domin – in memoriam

VON INGE BROSE-MÜLLER

**„weil das Wunder immer geschieht
und weil wir ohne die Gnade
nicht leben können“** H.D.

Als ich im Februar 2006 von Hilde Domin's Tod hörte, war ich traurig, als wäre eine nahe Verwandte gestorben. Sie ist mir eine Vertraute, vertraut durch ihr Wort. 1987/88 hatte ich ihre Poetik-Vorlesung in Frankfurt gehört: „Das Gedicht als Augenblick von Freiheit“. Man musste eine Stunde vorher in dem großen Hörsaal 6 sein, wenn man überhaupt einen Platz bekommen wollte. Die Zuhörer waren so begeistert, dass sie ihr jede Woche aufs Neue „Nur eine Rose als Stütze“ neben ihr Lesepult stellten. Einem Studenten gelang das Porträtfoto, das er uns in der folgenden Woche anbot und das Hilde Domin (s. Abbildung 1) uns signierte.



Abbildung 1: Hilde Domin, Porträt 1988

Nur eine Rose als Stütze¹

*Ich richte mir ein Zimmer ein in der Luft
unter Akrobaten und Vögeln:
mein Bett auf dem Trapez des Gefühls
wie ein Nest im Wind
auf der äußersten Spitze des Zweigs.*

*Ich kaufe mir eine Decke aus der zartesten Wolle
der sanftgescheitelten Schafe die
im Mondlicht
wie schimmernde Wolken
über die feste Erde ziehn.*

*Ich schließe die Augen und hülle mich ein
in das Vlies der verlässlichen Tiere.
Ich will den Sand unter den kleinen Hufen spüren
und das Klicken des Riegels hören,
der die Stalltür am Abend schließt.*

*Aber ich liege in Vogelfedern, hoch ins Leere gewiegt.
Mir schwindelt. Ich schlafe nicht ein.
Meine Hand
greift nach einem Halt und findet
nur eine Rose als Stütze.*

Das Ich berichtet über sein Tun und seine Befindlichkeit. Die ersten drei Strophen beginnen mit diesem Ich, die letzte bringt mit dem „Aber ich“ einen Gegensatz. „Ich richte mir ein Zimmer ein“ klingt alltäglich, verlässlich, aber „in der Luft / unter den Akrobaten und Vögeln“ hebt die Statik auf. Die Stätte, in der man Ruhe findet, „mein Bett“, ist äußerst waghalsig „auf dem Trapez des Gefühls“, wobei diese Genitivmetapher die Labilität des Gefühls einfängt und die „Akrobaten“ aufgreift, während der nachfolgende Vergleich „wie ein Nest im Wind / auf der äußersten Spitze des Zweigs“ von den „Vögeln“ des zweiten Verses ausgeht und die Unsicherheit des Sprechers erhöht, denn kein Vogel würde so bauen.

Die zweite Strophe wiederholt die Suche nach Geborgenheit und Wärme. Der Aussagesatz „Ich kaufe mir eine Decke aus der zartesten Wolle“ suggeriert Erfolg. Mit dem schönen Bild „Wolle / der sanftgescheitelten Schafe die / im Mondlicht / wie schimmernde Wolken / über die feste Erde ziehn“ nähert

¹ Hilde Domin, *Nur eine Rose als Stütze*, Frankfurt 1986, S. 55

sich die Aussage der Idylle. Der Vergleich „wie schimmernde Wolken“ knüpft an „Luft“ und „Wind“ der ersten Strophe an, doch die Sehnsucht geht nach der „festen Erde“. Die Schafe irisieren zwischen der irdischen Existenz und der am Himmel.

In der dritten Strophe wendet sich das Ich nach innen und vertraut dem „Vlies der verlässlichen Tiere“, mit denen es sich im nächsten Vers identifiziert:

„Ich will den Sand unter den kleinen Hufen spüren / und das Klicken des Riegels hören, / der die Stalltür am Abend schließt.“

Der „Sand“, selbst wenn er loser wirkt, entspricht der „festen Erde“, und die letzten beiden Verse beschreiben nicht etwa das Eingesperrtwerden, sondern die Geborgenheit und den Schutz, den Riegel und Stalltür vor der Außenwelt gewähren.

Doch diese beruhigende Vorstellung trägt: „Aber ich liege in Vogelfedern, hoch ins Leere gewiegt.“ Das Unbehauste der ersten Strophe ist Realität. Bewundernswert finde ich die Stimmigkeit der sprachlichen Bilder: „Mir schwindelt“ – das ist kein Wunder in einem „Nest im Wind“! „Ich schlafe nicht ein“ – wie sollte man auch, wenn das „Bett auf dem Trapez des Gefühls“ steht.

Die letzten drei Verse bringen eine überraschende Steigerung: „Meine Hand“ wird in einer Zeile isoliert, die nächste bringt eine verzweifelt hektische Handlung und öffnet zu einem verblüffenden Höhepunkt: „Meine Hand / greift nach einem Halt und findet / nur eine Rose als Stütze.“ Die suchende Hand findet einen Halt, doch ist es ein Halt, wenn er von dem Wort „nur“ begleitet ist?

Die Metapher „Rose“ könnte das Schöne an sich sein, das ungeheure Zuversicht gibt, also Halt. Walter Jens hat „Rose“ als die Sprache gedeutet, in der Hilde Domin dichtet. Und der Dichterin hat diese Deutung gut gefallen. Die Biografie wird das weiter belegen.

Das letzte Mal sah ich Hilde Domin 1996 bei einer Lesung in Birkenau, wo sie betonte, dass sie Gedichte immer zweimal vortrage, das erste Mal zum Kennenlernen, das zweite Mal zum Verstehen. Das mag auch beim eigenen Lesen eine gute Methode sein. In Birkenau übergab ich ihr einen Text, für den sie sich mit einer freundlichen Karte bedankte. Dem kleinen Autographen (s. Abbildung 2) habe ich auch das Motto für diesen Text entnommen.

In unserer Region konnte man Hilde Domin leicht begegnen. Eine meiner Frankfurter Freundinnen traf sie in der Frankfurter Oper während der Pause von Don Giovanni. „Finden Sie die Inszenierung nicht auch ganz schrecklich? Und das Bühnenbild!“ sagte Hilde Domin sehr spontan, „Aber man kann ja die Augen zumachen. Die Musik ist wunderbar!“ Auch eine Form des Dennoch! Und als wir sie vor etwa drei Jahren in der Mannheimer Oper trafen und grüßten, freute sie sich, erkannt zu werden. Das stand ihr zu, und mit ihrer Popularität ging sie selbstverständlich, souverän um.

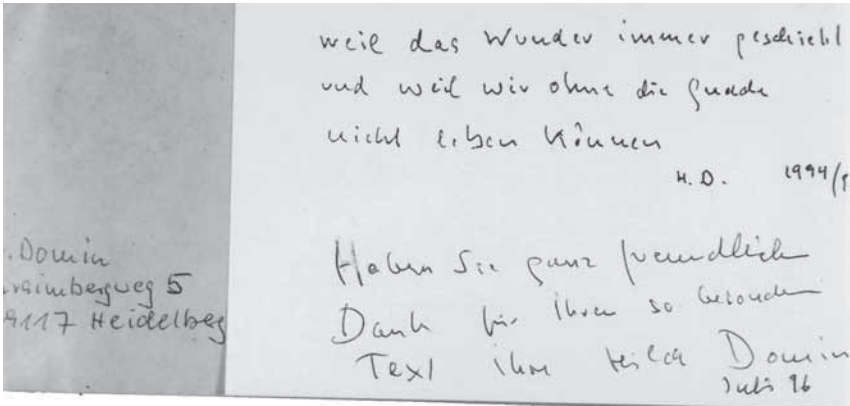


Abbildung 2: Hilde Domin, Autograph

Hilde Domin umspannt beinahe ein Jahrhundert. Am 27. Juli 1909 wird sie in Köln als erstes Kind von Eugen Löwenstein und seiner Frau Paula, geborene Trier, geboren. Auf Abbildung 3 ist ihr Geburtshaus abgebildet. Der Vater stammte aus Düsseldorf und war promovierter Jurist, die Mutter aus Frankfurt a. M. und war ausgebildete Sängerin – sicher eine Wurzel ihres künstlerischen Talents. Die folgenden Bilder zeigen Hilde Domin mit 15 Jahren (damals noch Hilde Löwenstein, s. Abbildung 4), mit 21 Jahren als Studentin (s. Abbildung 5) und 37jährig, nun verheiratete Hilde Palm, in New York (s. Abbildung 6).

In dem autobiografischen Bändchen „Von der Natur nicht vorgesehen“² (Titelbild s. Abbildung 7), in dem das Gemälde „Geheimnis und Melancholie einer Straße“ von Giorgio de Chirico Ruggero verwendet wurde, das vielleicht ihren Lebensweg symbolisiert – in diesem Buch also schreibt sie unter dem Titel „Mein Vater. Wie ich ihn erinnere“:

„Ich hatte keine >repressive< Kindheit, im Gegenteil. Mein Vater warf keinen dunklen Schatten.

Ich durfte lesen, soviel ich wollte. Ich bekam nach einigen Kämpfen die Tiere, die ich wollte. Ich hatte Kaninchen und eine Taube im Kinderzimmer, allerdings kurz, diese Tiere schafften sich selber ab, sie stanken zu sehr. ... Mein Vater zwang mich zu nichts. Ich musste nicht mit ihm spazieren gehen, ich durfte es. Ich durfte schwimmen gehen, ich durfte mit ihm ins Gericht. Ich durfte mit ihm ins Theater. Ich durfte wegfahren nach Heidelberg, zum Studium, und ich durfte studieren, was ich wollte. Jura, wie mein Vater, natürlich. Und dann durfte ich die Jura aufgeben und Volkswirtschaft und Soziologie studieren, Wissen-

² Hilde Domin, Von der Natur nicht vorgesehen, Autobiographisches, München, 5. Aufl. 1988, S. 11

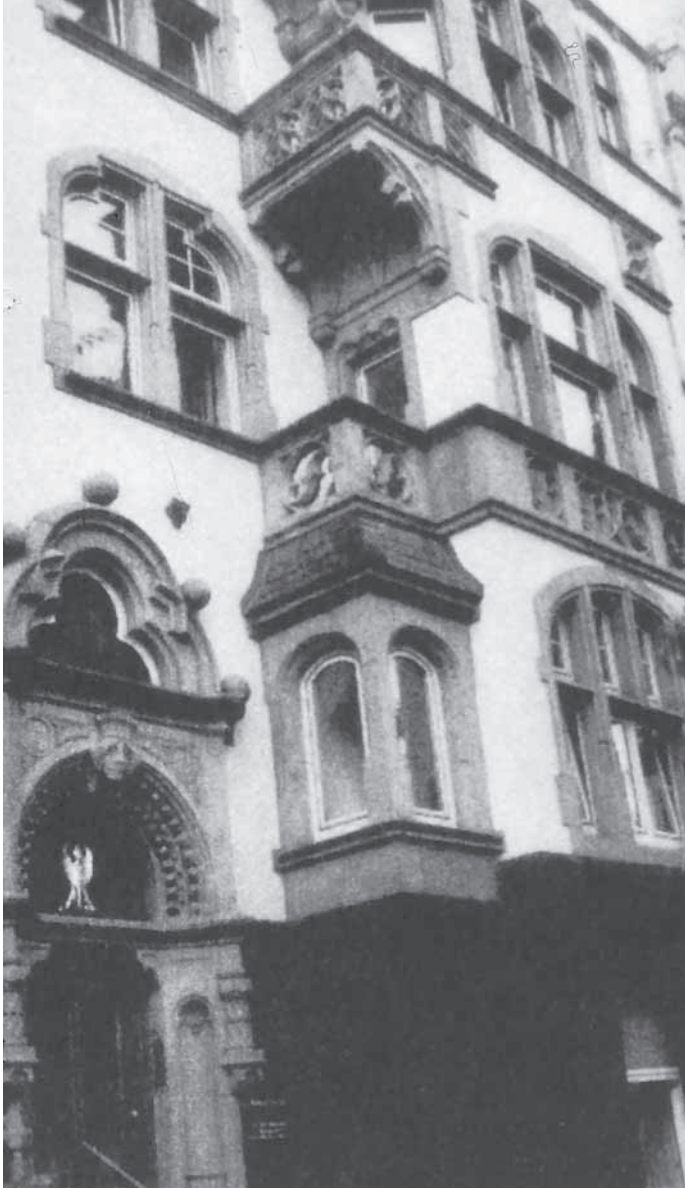


Abbildung 3: Geburtshaus in Köln, Riehler Straße 23



Abbildung 4: Jugendbildnis (1924) mit 15 Jahren



Abbildung 5: 1930 als Studentin mit 21 Jahren



Abbildung 6: Hilde Palm 1946 (37jährig) in New York („Domin“ ist ihr späteres Pseudonym.)

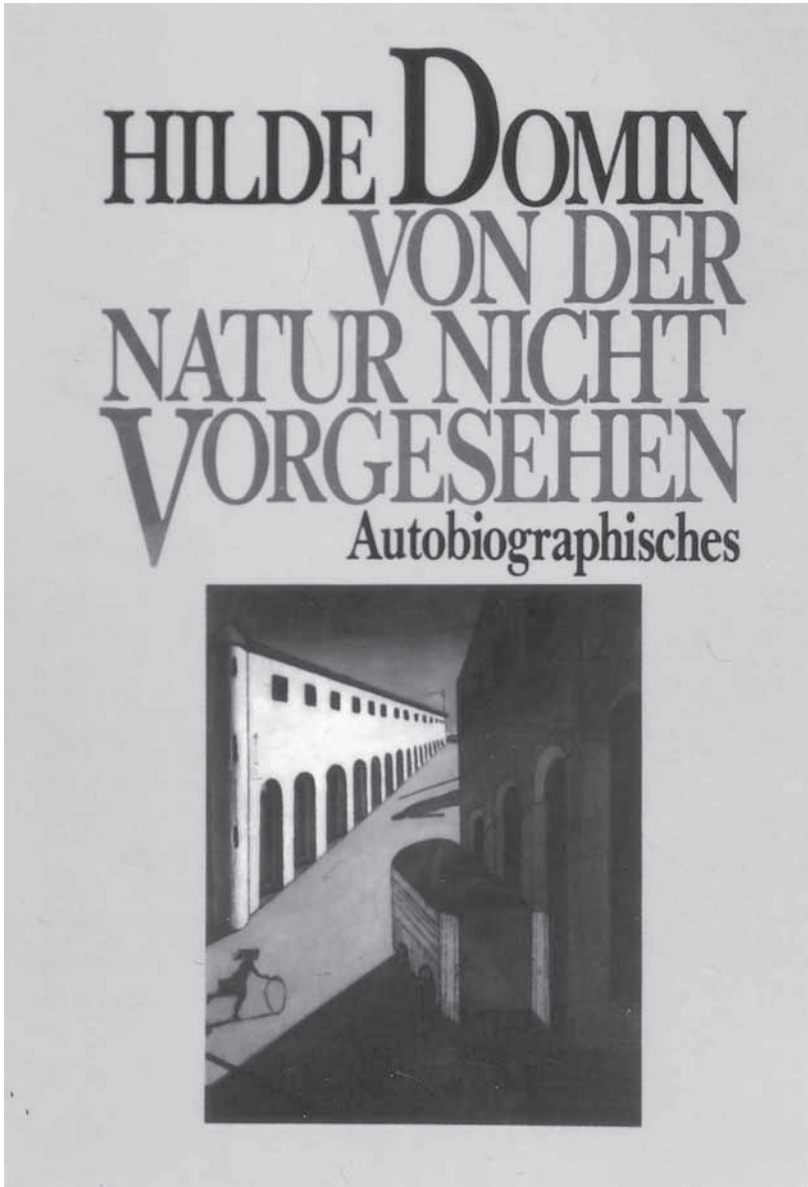


Abbildung 7: Titelbild zu Hilde Domin: Von der Natur nicht vorgesehen – Autobiographisches

schaften, die die Welt >verändern<. Ich durfte eine Arbeitsgemeinschaft mit Studenten und Arbeitern im Wohnzimmer meiner Eltern abhalten, sie verstanden das nicht, aber sie gingen aus, um mir die Wohnung zu lassen, weil ich einen Unfall gehabt hatte und selber nicht ausgehen konnte. Und ich durfte mit meinem Mann an die Universität Rom gehen (auswandern), als wir uns vor der Institution der Ehe ängstigten, und brauchte nicht zu lügen. Ich durfte immer, ohne Angst, die Wahrheit sagen.

(Eine fatale Sache, ich habe das Lügen, trotz aller Bemühung, nie richtig gelernt. Das ist die Schuld meiner Eltern, und sicher ganz besonders meines Vaters. Wäre es anders gewesen, hätte zumindest meine Mutter mir das Lügen beigebracht. Sie hätte das Zeug dazu gehabt. Aber es ergab sich nicht, ganz einfach.)“

Aus dieser Jugendbeschreibung erklärt sich Hilde Domins Geradlinigkeit, Unterschrockenheit, Mut, vorwärts zu gehen. Mut braucht sie in diesem Jahrhundert.

Als sie in Berlin 1931 Hitler in der Hasenheide vor vielen hundert Menschen reden hört, „Da war mir klar: nichts wie raus hier!“ sagt sie in ihrem letzten Interview, das sie im Herbst 2005 dem Journalisten Volker Weidermann gab³. Sie fährt fort: „Ich war ja ein sehr politischer Mensch, eine linke Sozialdemokratin.“

Und sie geht mit Erwin Walter Palm, Student der klassischen Archäologie und Philologie, den sie in Heidelberg kennen und lieben gelernt hat, 1932 nach Italien. In Rom und Florenz setzen beide ihre Studien fort. 1935 promoviert Hilde Löwenstein, so heißt sie ja noch, in Politischen Wissenschaften über „Pontanus als Vorläufer von Machiavelli“. Die Machtfrage interessiert sie, und sie erarbeitet das Thema am Beispiel des Umbruchs in der Renaissance.

1936 heiraten Hilde Löwenstein und Erwin Walter Palm auf dem Kapitol in Rom. Hilde unterrichtet Deutsch und ist vor allem Mitarbeiterin ihres Mannes.

Hier wie auch im Exil in England (1939–1940) und Santo Domingo (1940–1954) fließt ihre vielfältige Sprachkompetenz allein in Unterricht und Übersetzungen, die aber umgekehrt ihr Sprachgefühl schärfen.

Wie wird sie zur Dichterin? Ich lasse sie selbst berichten⁴:

„Warum ich schreibe?

Das war nicht vorgesehen. Es hätte nie passieren brauchen. Man lebt nicht alle Leben, die man leben könnte. Es passierte. Nichts lässt sich je rückgängig machen. Es ist mein zweites Leben, alle lächeln, wenn sie es hören, als sei es eine Metapher. Wenn sie meine Photos sehen, werden sie sofort ernst. Weil ich zwei Menschen bin. Der vorher, und der seitdem.“

(Den Menschen „vorher“ sahen wir in den Jugendbildern, s. nochmals Abbildung 4, 5 und 6, Abbildung 8 zeigt den Menschen „nachher“. Und nun weiter bei H.D.)

³ FAZ 26.02.06

⁴ H.D., Von der Natur nicht vorgesehen, S.17

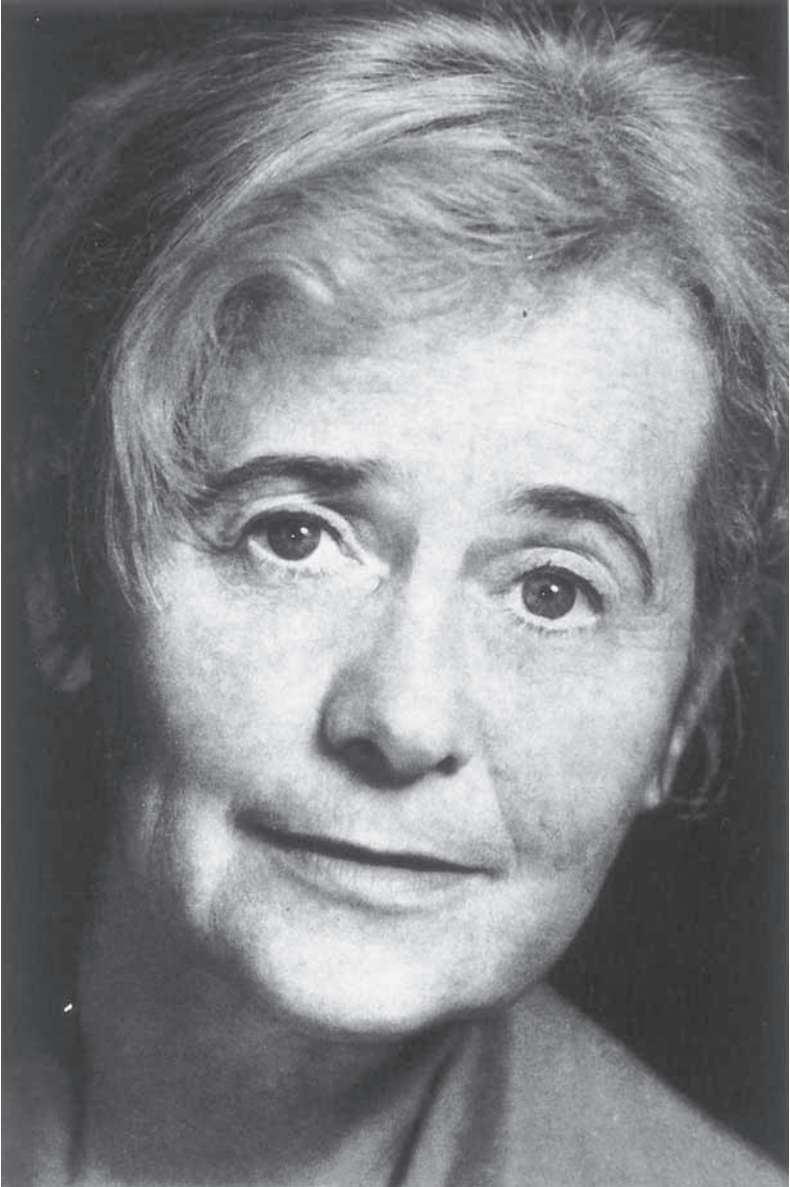


Abbildung 8: Porträt, noch vor 1959

„Ich hatte mir nichts vorgenommen, es passierte, wie wenn einer überfahren wird. Oder wie Liebe. Man handelt nicht, es passiert.

>Ich habe ein Gedicht geschrieben<, sagte ich zu ihm. Morgens vielleicht. Vermutlich morgens. >Du schreibst keine Gedichte<, sagte er missbilligend. >Bis gestern<, sagte ich vorsichtig. >Wie wenn die Katze plötzlich zu reden begännen<, sagte er. >So leicht ist das also<, sagte er empört, als er nach vielem Sträuben es sich angesehen hatte. >Wieso?< sagte ich. >Was ist leicht?< >Gedichte schreiben<, sagte er. >Du hast es nie getan. Es ist ein Gedicht.< Damit knallte er die Tür hinter sich zu. Als ich die Tür knallen hörte, wusste ich, dass es ein Gedicht war.

... Ich schrieb weiter Gedichte. Ich war ein Sterbender, der gegen das Sterben anscrieb. Solange ich schrieb, lebte ich. Das Handwerk hatte ich längst. Ich hatte es nicht gebraucht. Nun brauchte ich es.“

Der Tod der Mutter im Exil in England hatte eine existentielle Krise in ihr ausgelöst. Später schreibt sie darüber das folgende Gedicht, veröffentlicht in „Der Baum blüht trotzdem“ (s. Abbildung 9):

Andere Geburt⁵

*Mutter dein Tod
ist unsere zweite Geburt
nackter hilfloser
als die erste*

*Weil du nicht da bist
und uns nicht in den Arm nimmst
um uns vor uns selber
zu trösten*

Bezogen auf das Dichten schreibt Hilde Domin weiter: „Es ist eine Selbstverdoppelung. Das Innen wird außen und umgekehrt. Ein Objektivierungsprozess, der Glücksfall schöpferischer Arbeit, ...“ Im Gedicht klingt das so:

*Nicht müde werden
sondern dem Wunder
leise
wie einem Vogel
die Hand hinhalten.*

⁵ H.D., Der Baum blüht trotzdem, Frankfurt 1999, 6. Aufl. 2006, S. 41



Abbildung 9: Titelbild zu Hilde Domin, *Der Baum blüht trotzdem*

Das ist ihre Haltung: Ausdauer und Geduld haben, bereit sein. „Ich schreibe also, weil ich schreibe, seit ich zu schreiben angefangen habe. Jede andere Begründung ist eine nachträgliche. Es ist die Sprache. Seit ich diese Art Umgang mit ihr habe, seit sie mir zum Partner geworden ist, kann ich es nicht lassen. Es ist eine Leidenschaft, ihr diese ganz kleinen Schubse zu geben und den Anprall zu fühlen.“

Als „zweite Geburt“ bezeichnet sie den Beginn ihrer Dichtung. „Wie ich, Hilde Domin, die Augen öffnete, die verweinten, in jenem Hause am Rande der Welt, wo der Pfeffer wächst und der Zucker und die Mangobäume, aber die Rose nur schwer, und Äpfel, Weizen, Birken gar nicht, ich verwaist und vertrieben, da stand ich auf und ging heim, in das Wort. „*Ich richtete mir ein Zimmer ein in der Luft / unter Akrobaten und Vögeln.*“ Von wo ich unvertreibar bin. Das Wort aber war das deutsche Wort.“⁶

Hier spürt man den großen Schritt, den Mitbürger nach dem II. Weltkrieg gehen, die sich nie als Juden, sondern immer als Deutsche verstanden haben, und man spürt, was ihnen angetan worden ist. Das folgende Gedicht ist das letzte, das Hilde Domin vor ihrer Rückkehr geschrieben hat.

*Wen es trifft,
der wird aufgehoben
wie von einem riesigen Kran
und abgesetzt
wo nichts mehr gilt,
wo keine Straße
von Gestern nach Morgen führt.⁷*

Mit einfachen Worten beschreibt sie das Ausgeliefertsein. Man könnte wieder an das Titelblatt „Von der Natur nicht vorgesehen“ denken! Das politische Schicksal wirkt wie eine Naturgewalt (Aus: Bau mir ein Haus):

*Der Wind kommt, der salzige Wind,
der uns übers Meer treibt
Und uns an einen Strand wirft
wie Quallen,
die wieder hinausgeschwemmt werden.
Der Wind kommt.
Halte mich fest.⁸*

⁶ zit. nach Ilka Scheidgen, Hilde Domin, Lahr 2006, S. 76f.

⁷ H.D., Nur eine Rose..., S. 46

⁸ H. D., Gesammelte Gedichte, S. 27f.

Doch dieses Gedicht *Bau mir ein Haus* deutet den Lebenswillen und die Vision einer Zukunft an:

*Zersäge den Baum,
nimm Steine
und bau mir ein Haus.*

*Ein kleines Haus
mit einer weißen Wand
für die Abendsonne
und einem Brunnen für den Mond
zum Spiegeln,
damit er sich nicht,
wie auf dem Meere
verliert.*

*Ein Haus
neben einem Apfelbaum
oder einem Ölbaum,
an dem der Wind
vorbeigeht
wie ein Jäger, dessen Jagd
uns
nicht gilt.⁹*

Hilde Domin erlebt und überwindet in ihren Gedichten das Exil.
Warum spielt das Wort für sie eine so bedeutende Rolle?

*Wort und Ding
Wort und Ding
lagen eng aufeinander
die gleiche Körperwärme
bei Ding und Wort¹⁰*

In diesem Gedicht tritt kein lyrisches Ich hervor, es geht nur um den Namen und das Benannte, um Sprache und Realität. Von „Wort und Ding“ heißt es: „lagen eng aufeinander“. Sie entsprechen sich, sind vielleicht sogar liebevoll vereint. Die Übereinstimmung wird körperlich spürbar, „die gleiche Körperwärme /

⁹ ebd.

¹⁰ Ges. Ged., S. 299

bei Ding und Wort“. „Wort und Ding“ (V.1) spiegeln sich (in V. 4) „bei Ding und Wort“. „...die gleiche Körperwärme...“ legt nahe, dass der Dichter im Sprachefinden Leben verleiht. Bei dieser Nähe von Ding und Wort herrscht Wahrheit.

Lyrik

*das Nichtwort
ausgespannt
zwischen*

Wort und Wort¹¹

In diesem kurzen Gedicht ist die Lücke, das Zwischen, von Bedeutung. Lyrik sagt das, was man eigentlich gar nicht sagen kann, man bewegt sich „an der Schweigegrenze“. Das Gedicht ist die „Spitze des Ungesagten“.¹²

Immer wieder macht Hilde Domin die Sprache zum Thema. Die Sprache ist Bewusstsein und Movens zugleich. Sie beschreibt die Verantwortlichkeit:

Unaufhaltsam

*Das eigene Wort,
wer holt es zurück,
das lebendige
eben noch ungesprochene
Wort?*

*Wo das Wort vorbeifliegt
verdorren die Gräser,
werden die Blätter gelb,
fällt Schnee.
Ein Vogel käme dir wieder,
nicht dein Wort, das eben noch ungesagte,
in deinen Mund.
Du schickst andere Worte
hinterdrein,
Worte mit bunten, weichen Federn.*

¹¹ Ges. Ged., S. 227

¹² H. D., Wozu Lyrik heute? Darin: Exkurs über die Schweigegrenze, S. 165

*Das Wort ist schneller,
das schwarze Wort.
Es kommt immer an,
es hört nicht auf, an-
zukommen.*

*Besser ein Messer als ein Wort.
Ein Messer kann stumpf sein.
Ein Messer trifft oft
am Herzen vorbei.
Nicht das Wort.*

*Am Ende ist das Wort,
immer
am Ende
das Wort.¹³*

Spricht Hilde Domin hier von demselben *Wort* wie in den vorigen Gedichten?

Das „schwarze Wort“ trifft immer sein Ziel. Wodurch sind seine Eigenschaften gekennzeichnet? „Besser ein Messer“ lässt die Schärfe hören. Dreimal wird in der dritten Strophe das „Messer“ gesetzt, und es ist harmlos im Vergleich mit dem schwarzen Wort. Die Aussage „Am Ende ist das Wort“ kommt auch formal zum Ausdruck, da die erste, dritte und vierte Strophe mit dem „Wort“ enden.

In einer weiteren Funktion möchte ich Hilde Domin's „Wort“ zeigen. Ihre Persönlichkeit scheint mir in *Salva nos* besonders greifbar.

Salva nos

*1
Heute rufen wir
heute nennen wir.
Eine Stimme
die ein Wort sagt
das Widerfahrene

mit etwas Luft die in uns aufsteigt
mit nichts als unserm Atem
Vokale und Konsonanten
zu einem Worte fügend
einem Namen*

¹³ H. D., Ges. Ged., S. 170f.

*es zähmt
das Unbezähmbare
es zwingt
einen Herzschlag lang
unser Ding zu sein.¹⁴*

Dieses Wort, das aus uns hervorgeht, hat auch Macht, es „zähmt das Unbezähmbare“, es nützt uns, wir müssen es nicht zurückwünschen, es rettet uns: „Salva nos“.

In der Fortsetzung des Gedichts finde ich Hilde Domin besonders spürbar:

2
*Dies ist unsere Freiheit
die richtigen Namen nennend
furchtlos
mit der kleinen Stimme

einander rufend
mit der kleinen Stimme
das Verschlingende beim Namen nennen
mit nichts als unserm Atem

salva nos ex ore leonis
den Rachen offen halten
in dem zu wohnen
nicht unsere Wahl ist.*

„...furchtlos / mit der kleinen Stimme“ – das charakterisiert Hilde Domin. So meldet sie sich in Deutschland zurück – nach 22 Jahren Exil.

1954 bei ihrer Ankunft in Hamburg gibt sie einige ihrer Gedichte einem Verleger, der sie in einer Zeitschrift veröffentlicht. Da sie mit ihrem Dichten den Namen ihres in der Wissenschaft berühmten Mannes nicht überschatten will, rät der Verleger Hilde Palm zu einem Pseudonym:

*Nennen Sie sich, sagte einer
als ich in Europa an Land ging,
mit dem Namen Ihrer Insel.*

¹⁴ H. D., Ges. Ged., S. 239

So heißt es in dem letzten Gedicht *Landen dürfen* ihres letzten Gedichtbandes „Der Baum blüht trotzdem“.

Es folgt eine Zeit der Reisen: München, Köln, Spanien, Frankfurt.

1959 erscheint „Nur eine Rose als Stütze“ im S. Fischer Verlag.

1960 nimmt Erwin Walter Palm die Lehrtätigkeit an der Universität Heidelberg auf. 1961 ziehen sie in die Wohnung Hainsbachweg 8 ein – Beginn einer neuen Sesshaftigkeit. Der Wunsch „Bau mir ein Haus“ geht in Erfüllung. Das Haus, in dem Hilde Domin zuletzt wohnte, befindet sich am Graimsbergweg 5 (s. Abbildung 10).



Abbildung 10: Haus in Heidelberg, Graimsbergweg 5, in dem Hilde Domin zuletzt wohnte

Zum äußeren Lebensweg gehört, dass sie veröffentlicht (s. Abbildung 11) und dass sie im April 1961 ihre erste Lesung in der Heimatstadt Köln hält. Zwischen 1962 und 1997 geht sie einer regen Lese- und Vortragstätigkeit nach, nicht nur an Universitäten, sondern auch in Schulen, Kirchen, Haftanstalten. Die folgenden Abbildungen zeigen sie bei verschiedenen Anlässen: Hilde Domin 1978 als Teilnehmerin des >Festival International de Poésie< der Stadt Paris auf dem Montparnasse (Abbildung 12), immer bereit zum Gespräch bei ihren Vorträgen (hier 1992) und äußerst charmant (Abbildung 13) sowie immer geistvoll, hier 1996 nach einer Lesung in der Kölner Antoniterkirche (Abbildung 14).

Eine Heidelberger Kollegin hatte in der letzten Phase Hilde Domin zu ihren Schülern geholt. In der Folgezeit nahm die Dichterin gern die Fahrdienste weiter in Anspruch und ließ sich sonntags immer wieder an den Heidelberger Ort bringen, wo Erwin Walter Palm ihr den ersten Kuss gegeben hatte. Solche Erinnerungen machen ihr langes Leben zu einer erfüllten Einheit. „Wir leben hier zu zweit“, sagt sie dem Journalisten der FAZ im Jahr 2005, „mein Mann und ich. Leider lebt mein Mann nicht mehr.“ 1988 ist er gestorben, aber sie hat ihm eine Treue gehalten wie der König in Thule seiner Geliebten!

Die Vielzahl ihrer Ehrungen möchte ich nicht aufzählen, aber Abbildung 15 zeigt Hilde Domin 1992 mit der Oberbürgermeisterin der Stadt Heidelberg, Beate Weber, im historischen Rathaussaal anlässlich der Verleihung des für die Dichterin geschaffenen Preises „*Literatur im Exil*“, der nach ihrem Tod ihren Namen tragen soll.

Auf Abbildung 16 erhält Hilde Domin 1995 den *Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung* im Goethehaus in Weimar überreicht. Sie steht vor dem Tischbein-Gemälde „Goethe in der Campagna“. Von links: Die thüringische Ministerin Christine Lieberknecht, der Literaturkritiker und Laudator Marcel Reich-Ranicki, Hilde Domin und der Vorsitzende der Stiftung, Gerd Langguth.

Doch am meisten rühmt die eigene Dichtung Hilde Domin. Daher möchte ich zu den Gedichten zurückkehren und zu ihrer Bedeutung.

Nach dem II. Weltkrieg besteht in der neu gegründeten Bundesrepublik ein großer Lesehunger, den Hilde Domin nach ihrer „Rückkehr ins Wort“ auch wahrnimmt. „Gedichte wurden gedruckt, weil sie gelesen wurden, und sie wurden gelesen, weil sie gedruckt wurden“, so formuliert sie.¹⁵

Der Philosoph Theodor W. Adorno löst mit der folgenden Behauptung eine Kontroverse aus: „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch, und das frisst auch die Erkenntnis an, die ausspricht, warum es unmöglich ward, heute Gedichte zu schreiben.“¹⁶

¹⁵ H. D., Wozu Lyrik heute, S. 11ff. Versuch einer Ortsbestimmung 1975

¹⁶ Theodor W. Adorno, Kulturkritik und Gesellschaft (1951), in: Adorno, Ges. Schrftn., Bd. 10,1. Frankfurt 1980, S. 1 - 30

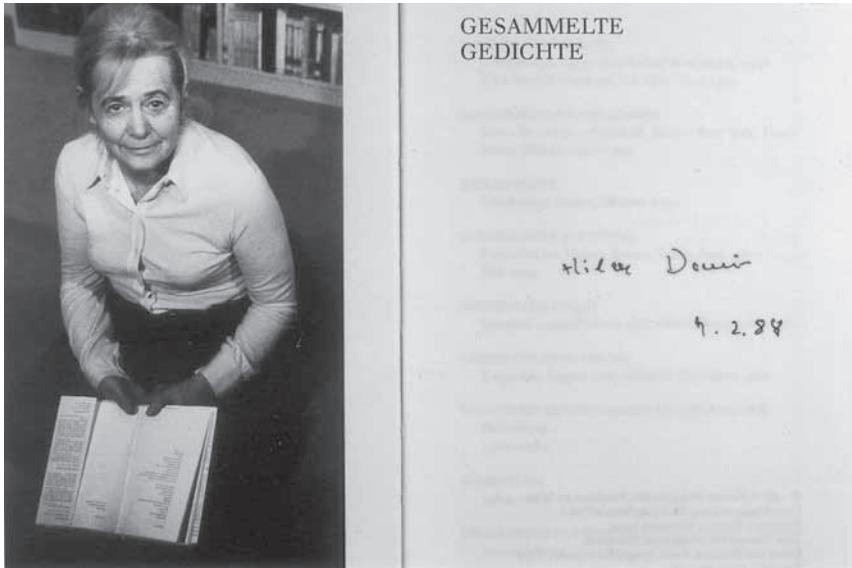


Abbildung 11: Porträt aus: *Gesammelte Gedichte* (vor 1987)



Abbildung 12: (1978) Hilde Domin als Teilnehmerin des >Festival International de Poésie< der Stadt Paris, auf dem Montparnasse

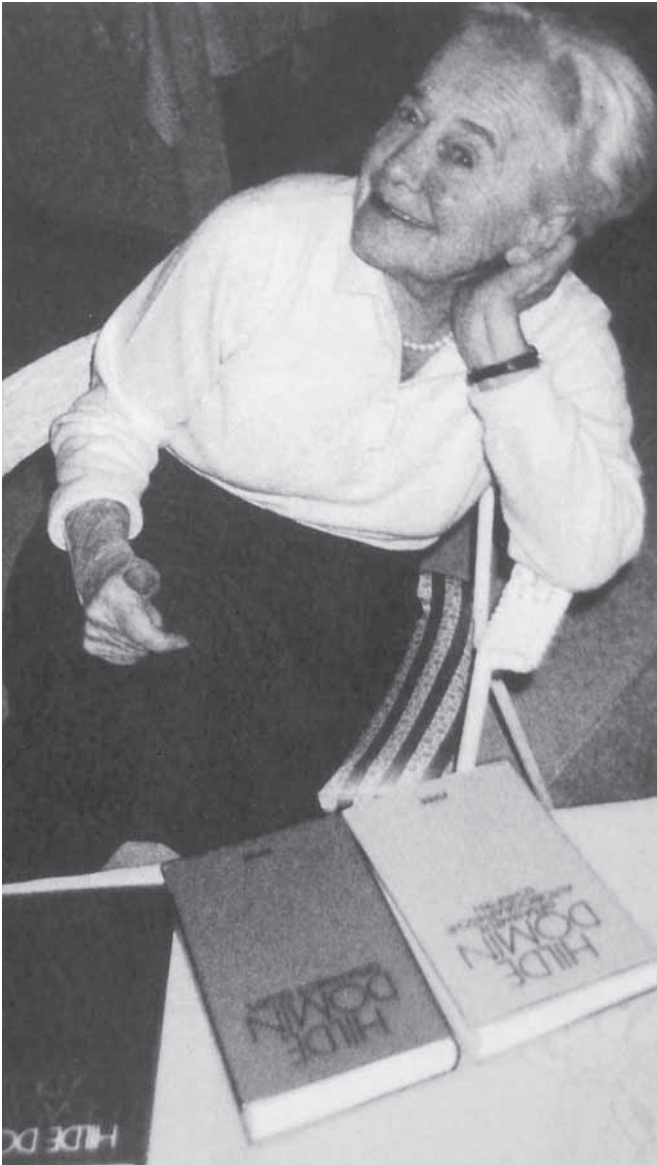


Abbildung 13: Sie ist bei ihren Vorträgen (hier 1992) äußerst charmant, immer auch zum Gespräch bereit...



Abbildung 14: ...und immer geistvoll! Hier 1996 nach einer Lesung in der Kölner Antoniterkirche



Abbildung 15: Hilde Domin 1992 bei der Entgegennahme der Auszeichnung „Literatur im Exil“, verliehen durch die Stadt Heidelberg



Abbildung 16: Hilde Domin bei der Entgegennahme des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung im Goethe-Haus in Weimar im Jahre 1995

Eine pragmatische und eine theoretische Auffassung stehen sich gegenüber. Können nach Krieg und Vernichtung keine Gedichte mehr geschrieben werden?

In Adornos Äußerung steckt die Meinung, da Lyrik die Greuel des III. Reiches nicht verhindert habe, hätte sie keine Existenzberechtigung. Doch gerade Betroffene, wie Paul Celan, haben die lyrische Form gebraucht, um die Realität der Verfolgung, die Unmenschlichkeit des Konzentrationslagers zu bannen. Seine „Todesfuge“ datiert er auf 1945. „Schwarze Milch der Frühe, wir trinken sie abends“.

Sehr konsequent ergreift auch Hilde Domin Partei. Es kommt ihr darauf an, den „Rachen offen (zu) halten, sie mit ihrer kleinen Stimme! Wort und Ding müssen deckungsgleich sein; man darf nicht „Schutzhaft“ für Gefängnis sagen oder „Sonderbehandlung“ für Mord. Sie beruft sich dabei auf den chinesischen Philosophen Konfuzius: „Wenn die Sprache nicht stimmt, so ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist. Ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist, so kommen die Werke nicht zustande; kommen die Werke nicht zustande, so gedeihen Moral und Kunst nicht, so trifft die Justiz nicht; trifft die Justiz nicht, so weiß das Volk nicht, wohin Hand und Fuß setzen. Also dulde man keine Willkür in den Worten. Das ist alles, worauf es ankommt.“¹⁷

Das folgende Gedicht, in dem Hilde Domin Konfuzius aufgreift, steht in dem Gedichtband „ich will dich“. Die Taube auf der Titelseite symbolisiert den Friedenswillen (s. Abbildung 17), und diese Symbolkraft wird auf der Rückseite durch die Negation verstärkt: „ich will dich nicht“ (s. Abbildung 18).

Ich will dich
Freiheit
ich will dich
aufrauen mit Schmirgelpapier
du geleckte
(die ich meine
meine
unsere
Freiheit von und zu)
Modefratz

¹⁷ Ilka Scheidgen, Hilde Domin, Dichterin des Dennoch, Lahr 2006, S. 151

*Du wirst geleckt
mit Zungenspitzen
bis du ganz rund bist
Kugel
auf allen Tüchern*

*Freiheit Wort
das ich aufrauen will
ich will dich mit Glassplittern spicken
wie es Konfuzius befiehlt
der alte Chinese*

*Die Eckenschale sagt er
muß Ecken haben
sagt er
Oder der Staat geht zugrunde*

*Nichts weiter sagt er
ist vonnöten
Nennt
das Runde rund
und das Eckige eckig¹⁸*

Vielleicht wird dadurch deutlich, warum ich Hilde Domins Aussagen über das Wort so genau nachgegangen bin. Sowohl der 68er Bewegung wie auch der „no future“ Haltung junger Leute in den 80er Jahren stellt Hilde Domin ihr „Dennoch“ entgegen. Dafür hat sie einen Vorfahren! Der Barockdichter Paul Fleming (1609–1640) dichtete in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges:

„An sich
Sei dennoch unverzagt. Gib dennoch unverloren;
Weich keinem Glücke nicht; steh höher als der Neid.
Vergnüge dich an dir und acht es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen. ...“

In der barocken Sprache bedeutet „Glück“ Schicksal. Später folgt der Imperativ:

„Tu, was getan muß sein und eh man dirs gebeut.“

¹⁸ H. D., ich will dich, München 1970, S. 7f.

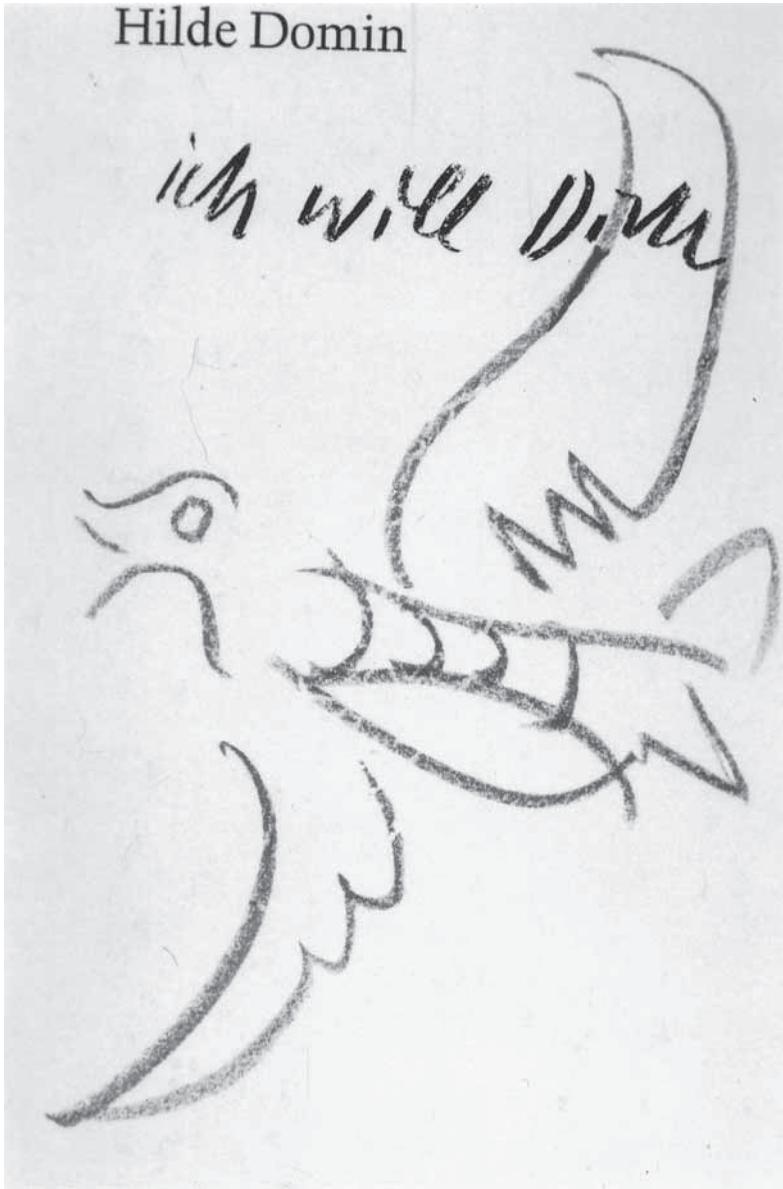


Abbildung 17: Hilde Domin, ich will Dich – Taube



Abbildung 18: Hilde Domin, Rückseite des auf Abbildung 17 gezeigten Buches, ich will Dich nicht – Zerstörung

Ich weiß nicht, ob Hilde Domin dieses Sonett kannte, aber die Haltung wohnt ihr inne. Sie weiß, dass Veränderung beim Einzelnen einsetzen muss, nicht bei einer irgendwie gearteten Gesellschaft.

>Abel steh auf<

*Abel steh auf
es muss neu gespielt werden
täglich muss es neu gespielt werden
täglich muss die Antwort noch vor uns sein
die Antwort muss ja sein können
wenn du nicht aufstehst Abel
wie soll die Antwort
diese einzig wichtige Antwort
sich je verändern
wir können alle Kirchen schließen
und alle Gesetzbücher abschaffen
in allen Sprachen der Erde
wenn du nur aufstehst
und es rückgängig machst
die erste falsche Antwort
auf die einzige Frage
auf die es ankommt
steh auf
damit Kain sagt
damit er es sagen kann
Ich bin dein Hüter
Bruder
wie sollte ich nicht dein Hüter sein
Täglich steh auf
damit wir es vor uns haben
dies Ja ich bin hier
ich
dein Bruder
Damit die Kinder Abels
sich nicht mehr fürchten
weil Kain nicht Kain wird
Ich schreibe dies
ich ein Kind Abels
und fürchte mich täglich
vor der Antwort*

*die Luft in meiner Lunge wird weniger
wie ich auf die Antwort warte*

*Abel steh auf
damit es anders anfängt
zwischen uns allen*

*Die Feuer die brennen
das Feuer das brennt auf der Erde
soll das Feuer von Abel sein*

*Und am Schwanz der Raketen
sollen die Feuer von Abel sein*

„Ein Gedicht, das mein letztes Wort ist, nicht nur heute“ – so schließt Hilde Domin ihre Frankfurter Poetik - Vorlesungen.

Kain und Abel – die Geschichte des Brudermords! Dass Menschen sich erschlagen, fing mit Kain und Abel an. Ein Menschheitstrauma wird hier zu einem Menschheitstraum: „Abel steh auf“ – wie soll das möglich sein? Der Appell richtet sich an einen Toten. Er wird immer eindringlicher im Verlauf des Gedichts. Die Notwendigkeit ist so groß, dass wir vor diesen Sündenfall des Brudermords zurückgehen. Der Ermordete muss durch seine andere Haltung dem Mörder die Möglichkeit zu der anderen Antwort geben: „Ich bin dein Hüter / Bruder“.

„Täglich steh auf / damit wir es vor uns haben / dies Ja ich bin hier / ich / dein Bruder“ – diese Verse machen die Mitmenschlichkeit zu unserer Sache heute. Und während ich das schreibe, geht mir der Libanonkrieg durch den Kopf, den Hilde Domin nicht mehr erlebte. „Abel steh auf“ ist ihr politisches Credo.

Eine Überlegung noch zum Schluss des Gedichts: Feuer wird erst im Plural „Die Feuer die brennen“ und dann zweimal im Singular gebraucht „das Feuer das brennt auf der Erde / soll das Feuer von Abel sein“, ein Bild das im Gedicht vorher nicht verwendet ist, aber an die beiden Opfer von Kain und Abel gemahnen könnte. Abels wird gnädig angenommen im Gegensatz zu Kains. Kain wird erst aus dem Gefühl, vom Herrn ungerecht behandelt zu sein, zum Brudermörder. Doch er gilt als der Aggressive, Abel als der Friedfertige. Und zu dem bekennt sich Hilde Domin als Ich des Gedichts:

*Ich schreibe dies
ich ein Kind Abels¹⁹*

¹⁹ „ich ein Kind Abels“ – Wie ist das möglich, wenn Abel kinderlos erschlagen ist? H. D. nimmt Bezug auf 1. Mose 4, Vers 25: „Adam erkannte abermals sein Weib, und sie gebar einen Sohn, den hieß sie Seth; denn Gott hat mir, sprach sie, einen andern Samen gesetzt für Abel, den Kain erwürgt hat.“

Und wenn die bewegende Kraft auf der Erde (Feuer verbrennt und wärmt) von Abel ausgehen soll, dann ist das ein Appell für den Frieden, dem auch die Raketen allein dienen sollen.

In dem FAZ - Interview mit Volker Weidermann bedauert Hilde Domin, dass sie keine Kinder habe. „>Ich habe niemanden<. Aber so sei es eben, wenn man in der Welt auf der Flucht sei, immer mit dem Päckchen Veronal in der Tasche, >da denkt man nicht ans Kinderkriegen<. Und was für ein Glück seien da ihre Gedichte, sagt sie und holt die kleinen Bände hervor. >sie ersetzen nicht die Kinder, aber es ist doch ein großes Glück, dass ich sie habe, dass wenigstens etwas von mir weiterlebt, dass sie so dauerhaft sind und so überlebensfähig<.“

*Geburtstage*²⁰

...

*Immer denke ich
an die Geburt eines Rehs
wie es die Beine auf den Boden setzte*

...

*Ich habe niemand ins Licht gezwängt
nur Worte
Worte drehen nicht den Kopf
sie stehen auf
sofort
und gehn*

Zum Abschluss seien zwei Bilder angefügt, Abbildung 19 zeigt Hilde Domin auf einer Kohlezeichnung von Walter Stallwitz 1992, die ihre ganze Lebendigkeit ausstrahlt. Stallwitz sagte damals, es sei äußerst schwierig, sie zu porträtieren, sie könne nicht still sitzen; und Abbildung 20 – wie man sie im Gedächtnis behalten möchte!

²⁰ H. D., Ges. Ged., S. 312 oder: „ich will dich“, S. 40



Abbildung 19: Walter Stallwitz, 1992: Hilde Domin, Kohlezeichnung

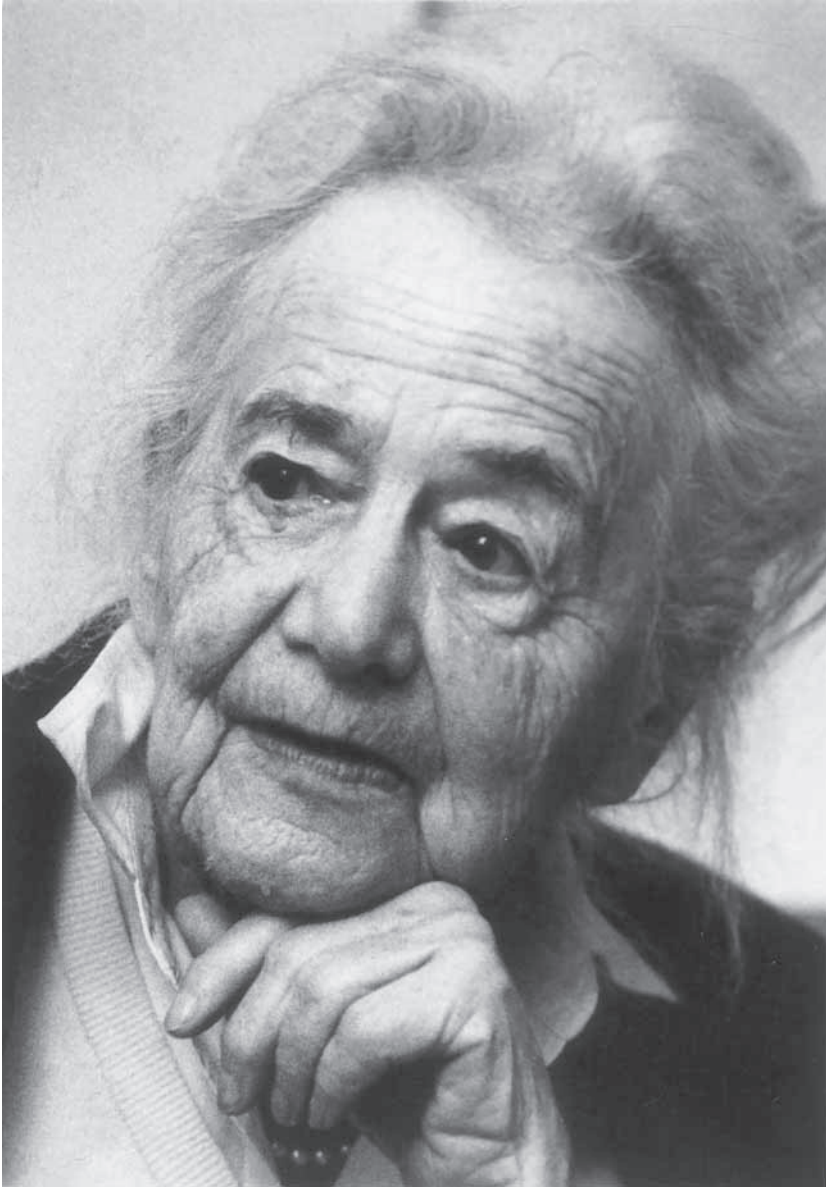


Abbildung 20: Porträt-Foto von Hilde Domin im Alter

Literaturverzeichnis

Hilde Domin, Nur eine Rose als Stütze, Frankfurt 1959

Dies., ich will Dich, München 1970, 4. Aufl.

Dies., Der Baum blüht trotzdem, Frankfurt 1999

Dies., Gesammelte Gedichte, Frankfurt 1987

Dies., Von der Natur nicht vorgesehen, Autobiographisches, München 1974

Dies., Wozu Lyrik heute, Frankfurt 1993

Dies., Aber die Hoffnung, Frankfurt 1993

Bettina von Wangenheim (Herausgeberin), Heimkehr ins Wort, Materialien zu Hilde Domin, Frankfurt 1982

Bettina von Wangenheim (Herausgeberin), Vokabular der Erinnerungen, Zum Werk von Hilde Domin, aktualisierte Neuauflage von Ilse Metz, Frankfurt 1998

Ilka Scheidgen, Hilde Domin, Dichterin des Dennoch, Eine Biografie, Lahr 2006

Die Fotografien aus Hilde Domins Leben sind mit freundlicher Genehmigung des Verlags Ernst Kaufmann, Lahr, dem Band von Ilka Scheidgen, „Hilde Domin, Dichterin des Dennoch“ entnommen.

